OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München, der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT“, Berlin, der „DEUTSCH-FINNLÄNDISCHEN VEREINIGUNG“, Berlin und des „DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES“ E. V., Berlin.

Herausgeber: Dr. **Falk Schupp**, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3.
Verlag: **J. F. Lehmann**, München, Paul Heyse-Straße 26.

2. Maiheft 1917

Diese Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank)

2. Jahrgang Nr. 10

Inhalt.

Bücherbesprechungen.

A. v. Le Coq, **Volkskundliches aus Ost-Turkistan.** Mit einem Beitrage von O. v. Falke. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1916. Preis Mk. 25.—.

Die verschiedenen preußischen Turfan-Expeditionen haben durch ihre archäologischen Ergebnisse eine außergewöhnliche, bahnbrechende Bedeutung gewonnen. Sie haben eine Fülle des Ungeahnten zu unserer Kenntnis gebracht und eine neue Welt für unsere Anschauungen von den alten Kulturen jener asiatischen Gebiete eröffnet. In diesem Sinne mag es richtig sein, wenn A. v. Le Coq das vorliegende prächtige Tafelwerk bescheiden als ein Nebenergebnis der Turfan-Expeditionen bezeichnet. Ein solches war es allerdings auch in Wirklichkeit nach den schwierigen Umständen, unter denen das reiche ethnographische Material, das uns in diesem Bande vorgelegt wird, zusammengebracht wurde. Die archäologischen Arbeiten waren die Hauptaufgaben der Expeditionen. Um so mehr muß das trotzdem Erreichte und hier in klarer und anschaulicher Weise Veröffentlichte anerkannt werden. Das, was uns bisher durch ältere Forscher, wie Grenard und Shaw, bekannt geworden, war an sich ziemlich dürftig und überdies in Wort und Bild ungenau und unmethodisch dargestellt. Es ist somit überwiegend durchaus neues Material, was uns Le Coq bietet.

Besondere Sorgfalt wurde auf die Abbildungen gelegt, die nach vortrefflichen Zeichnungen von Wilhelm von den Steinen in großer Zahl im Text und auf 25 Tafeln gegeben wurden, darunter drei farbige von vorzüglicher Ausführung. Wir erhalten so vom osttürkischen Kulturbesitz einen ethnographisch außerordentlich dankenswerten Sachkatalog, dessen Wert aber nicht mit der exakten äußeren Wiedergabe der Gegenstände erschöpft ist.

In 12 Kapiteln werden eingehend behandelt: Kinderspielzeuge, Musikinstrumente, Gegenstände zur Körperpflege, Ohrringe uralter Formen und anderer Schmuck, Mützen und Mützenbänder, Feinkleidstickereien, Filzteppiche, Waffen, Geräte zur Fischerei und Jagd, Narkotika, Töpfereien und verschiedenes. Ein interessanter Abschnitt ist den Jagdfallen gewidmet. Besonders schön sind die Erzeugnisse der Stickerei und die prächtigen Filze wiedergegeben. Ein Beitrag des Direktors O. v. Falke behandelt die sonst noch nie nach Europa gekommenen Filzteppiche aus Kutscha. Manche Dinge geben überraschende Aufschlüsse und weisen auf buddhistische Reste im heutigen Islam hin. So findet sich z. B. öfter das buddhistische Symbol des Rades an islamischen Bauten des Landes und viele der modernen Betorte und Moscheen befinden sich an Stätten, die früher buddhistischen Göttern geweiht waren. Auch in Sagen und Sprichwörtern sind buddhistische Erinnerungen häufig.

Die Tänze und Spiele zeigen uns die heutigen Osttürken als ein lebensfrohes und weiches Volk. An den Tänzen dieser Mohammedaner nehmen beide Geschlechter teil, die Frauen und Mädchen umschleiert. Es weist das darauf hin, daß wir es auch hier mit Resten aus präislamitischer Zeit zu tun haben. Ein Kapitel über Religion und Aberglauben gibt belangreiche Aufschlüsse über Geister und Legenden, Liebeszauber und Beschwörungen.

Höchst auffallend bei einem mohammedanischen Volk sind ferner die in demselben Kapitel geschilderten Speiseopfer von „ginn" genannten Geistersuppen, die an Gräbern aufgestellt wurden. Dr. C. A. Rasche.

Friedensziele — Kriegsziele. Was soll aus Rumänien, Polen, Serbien und Belgien werden? Ein Beitrag zur Lösung der nationalen Fragen in Mittel- und Osteuropa und der politisch staatlichen Zukunft Mittel- und Osteuropas. Von Richard Camillo Hentsch. Grasers Verlag (R. Liesche), Annaberg in Sachsen 1917. Ladenpreis 50 Pf.

Die Schrift versucht die Lösung der europäischen Kleinstaatenfrage dadurch herbeizuführen, daß sie das Deutsche Reich aus einem nationalen Staat in einen Nationalitätenstaat verwandeln will, den Nationalitätenstaat Österreich aber mit seither vorwiegend slawischer Majorität und Volksgestaltung in einen solchen mit vorwiegend nichtslawischer Mehrheit. Zum Deutschen Reiche möchte der Verfasser außer Kurland, Livland und Litauen, die er als deutsches Siedlungsland für notwendig hält, auch das innerlich selbständig gewordene Polen mit polnisch Galizien angegliedert wissen. Zu Österreich soll ganz Rumänien, der größere Teil von Serbien, soweit ihn nicht Bulgarien besitzt oder beansprucht, und ganz Albanien, alles Staaten, denen ebenfalls eine innere Selbständigkeit zugestanden wird, zugeordnet werden. Im Westen will der Verfasser zum Deutschen Reich auch das Herzogtum Flamland mit eigenem Staatsgefüge zugeordnet wissen und eine lose angegliederte, mit einer Art Selbstverwaltung ausgestattete Wallonei. Inwieweit solche weitgesteckten Ziele Verwirklichung finden können, steht dahin. In einer Zeit aber, in der ein machtpolitischer Bankerott droht mit Scheidemann als Konkursverwalter, ist es gut, auch solche allzuweit schauenden Perspektiven ins Auge zu fassen, auch wenn im Augenblick nicht die Möglichkeit ihrer Verwirklichung gegeben sein sollte. (Z.)
Thudichum.

Heinrich Wrobel, Hauptmann, **Acht Kriegsmonate in der asiatischen Türkei.** Meine Erlebnisse als Führer einer Kraftwagenabteilung. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. 1917. Preis Mk. 1,50. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung, Berlin SW., Kochstraße 68/71.

Tief hinein in das Innere des Orients, in nahezu unbekannte, von europäischer Kultur kaum berührte Gebiete der asiatischen Türkei führen die mit zahlreichen Bildern geschmückten fesselnden Kriegsaufzeichnungen des Hauptmanns Heinrich Wrobel, die dieser soeben bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin unter dem Titel „Acht Kriegsmonate in der asiatischen Türkei" hat erscheinen lassen. (Preis Mk. 1,50.) Rund 14 000 Kilometer hat der Verfasser im Dienst unserer osmanischen Verbündeten teils mit der Bahn, teils im Auto, teils zu Pferd, auf dem Kamel oder zu Fuß zurückgelegt, dabei nicht nur militärisch wertvolle, sondern auch kulturgeschichtlich und erdkundlich hochinteressante Erfahrungen und Beobachtungen sammeln können. Seine Berichte über die vielseitigen Erlebnisse wechseln mit anschaulichen Beschreibungen von Land und Leuten, so daß das Buch vielseitige Anregung bietet. (Z.) Dr. C. A. Rasche.

Giorgio Molli, **Englands Verhängnis.** Die Folgen des U-Boot-Krieges. Preis Mk. 1.—. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart.

Einer der wenigen Italiener, die ein ungetrübtes politisches Urteil sich bewahrt haben, ist Giorgio Molli, der Verfasser vorliegender Schrift, eine Berühmtheit auf dem Gebiete des Marinewesens. Seine politischen Vorhersagen sind alle restlos eingetroffen, so besonders diejenige, die er in seiner Schrift: „Der Zerfall der italienischen Flotte" 1908 machte, worin er auf die Katastrophe der italienischen Marine infolge Kohlenmangels hinwies. Zu Beginn des Dardanellenunternehmens hat er dessen Scheitern mit einer kühnen Sicherheit vorher verkündet. Nachdem er lange Jahre das dreibundfreundliche Blatt „Vita" in Rom geleitet, verließ er mit dem Zusammenbruch des Dreibundes die Tiberstadt. In vorliegender Schrift weist er darauf hin, daß die U-Boottätigkeit mit absoluter Sicherheit zur Katastrophe Englands führen muß, dessen wichtigste Handelstonnage in den langsam fahrenden sogenannten Tramps besteht, die den U-Booten gegenüber rettungslos ausgeliefert sind. Mollis politische Prophetengabe wird also auch diesmal einen neuen Triumpf feiern. (Z.)
Eigenbrodt.

Die nordische Brücke von R. Norrlander und S. Sario. 5. Band der von Dr. Paul Rohrbach herausgegebenen Sammlung „Die russische Gefahr". Verlag J. Engelhorns Nachfolger in Stuttgart.

R. Norrlander und der Leiter des finnländischen Vertrauensrates in Berlin S. Sario haben ihr lesenswertes Bändchen über die englisch-russische Verbindungsbrücke im skandinavischen Norden Europas noch vor dem Ausbruch der russischen Revolution geschrieben und den allerjüngsten Ereignissen daher nicht Rechnung tragen können. Aber am Wesen ihrer Ausführungen ändert das nichts: sie behalten ihren Charakter ernstgemeinter Warnungen bei, obgleich der neue russische Außenminister Miljukow, der ganz hypnotisiert nur noch nach Konstantinopel strebt, kürzlich erklärt hat, daß Rußland an Narvik, der Murmanküste und der Ostsee fortan ein untergeordnetes Interesse haben wird; an die Stelle dieser aufgegebenen russischen Ansprüche treten bekanntlich neuerdings englische, und die angestrebte Verwirklichung der „nordischen Brücke" bedeutet für Mitteleuropa und seine natürliche skandinavische Fortsetzung selbstverständlich eine viel wesentlichere Gefahr, seit die Engländer sich auf den Inseln der nördlichen Ostsee und in Liv- und Estland festsetzen. Gelingt es den Engländern nämlich, über Nordschweden eine bequeme und sichere Verbindung zwischen Rußland und den britischen Inseln herzustellen, so schließt sich damit in der Tat eines der letzten Glieder in der Deutschland einkreisenden Kette. Es ist aber anzunehmen, daß die Engländer tatkräftiger zu Werke gehen werden, als die Engländer. In diesem Sinne hat die russische Revolution und der Verzicht Rußlands auf eine aggressive Ostseepolitik das Bändchen der Herren Norrlander und Sario noch aktueller gemacht: es öffnet uns die Augen über die drohende englische Gefahr im Norden und Nordosten. — Die einzelnen Kapitel des Buches sind interessant und ihre Anordnung sehr übersichtlich. An der Hand einer Landkarte werden im ersten Kapitel die geographischen Linien angegeben, aus denen sich die „nordische Brücke" zusammensetzt. Im zweiten Kapitel wird auf die enorme Bedeutung Petersburgs als strategischer Brückenkopf gegen Westeuropa und als Industriezentrum, das während des Krieges den Löwenanteil der Munitionsherstellung glatt bewältigte, hingewiesen. Interessant ist auch das Kapitel, in dem chronologisch die tragische Geschichte der gewaltsamen Verrussung Nord- und Westrußlands, besonders Finnlands, seit Peters des Ersten Zeiten bis zur jüngsten Gegenwart des Exzaren Nikolaus entwickelt wird; dieses systematische Vordringen der Russen gipfelt dann in der Befestigung der Aalandsinseln, der bekanntlich im März d. J. die Errichtung einer Marinestation in Vasa gefolgt ist. Das letzte Kapitel, das von den deutsch-russischen Beziehungen handelt und nachweist, daß diese in der Hauptsache wirtschaftlichen und kulturell-ethischen Charakters sind, ist meiner Ansicht nach insofern nicht ganz vollkommen, als es zu wenig auf die typische Exklusivität der Finnländer eingeht. Diese Exklusivität hat es nämlich vornehmlich verschuldet, daß das von Millionen überaus kultivierter Bürger bevölkerte Finnland uns Westeuropäern immer noch eine absolute terra incognita bedeutet, und daß die finnländische Politik selten einmal im Ausland Hilfe gegen die russischen Gewalthaber gesucht hat. (Z.)
H. Dohrmann.

OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE", des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID" E. V. München, der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT", Berlin, der „DEUTSCH-FINNLÄNDISCHEN VEREINIGUNG", Berlin und des „DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES" E. V., Berlin.

Herausgeber: Dr. **Falk Schupp,** Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3.
Verlag: **J. F. Lehmann,** München, Paul Heyse-Strasse 26.

2. Maiheft 1917

:: :: Diese Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark :: ::
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen :: :: an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26 :: ::
(Postscheck-Kto. München 129 — K. K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank.)

2. Jahrgang Nr. 10

Über den Ursprung und das Wesen der russischen Revolution.

Nach vielfach unveröffentlichtem Material von Dr. Eugen Meller, Wien.

Mit staunendem Interesse ist die Welt den schreckhaften Erscheinungen im heutigen Rußland zugewendet. Niemals und in keinem Staate wurde eine ähnliche revolutionäre Bewegung gesehen, und die historische Vergleichung, sonst so fruchtbar und anregend, erweist sich in diesem Falle als völlig unzureichend, das Werden und das Wesen der reußischen Rebellion zu veranschaulichen, geschweige zu erklären. Es ist aus vielen Gründen mißlich, die schauerlichen Vorgange der Jetztzeit im unermeßlichen Reiche der Muschiks und Tschinowniks mit früheren oder gleichzeitigen historischen Ereignissen oder Zuständen zu vergleichen, weil weder das römische Cäsarenreich in seinem Verfalle, noch das jakobinische Frankreich vor der großen Revolution sich dem heutigen Rußland gegenüberstellen lassen, weil ferner die Volksindividualität, mit welcher man es hier zu tun hat, ganz anders geartet ist, als jede sonstige, weil endlich die Grenzen der antizarischen, nihilistisch-revolutionären Bewegung nur äußerst schwer zu ermitteln sind, und niemand zu sagen vermag, ob die Wurzeln des antidynastischen Umsturzes politischer, ob sie sozialer, ob sozialistisch-nihilistischer Art sind. Man hat bisher noch immer den Sinn aller Revolutionen aus dem Verhältnisse der regierenden und regierten Schichten zueinander konstruieren können; diese beiden Schichten lagen eine über der anderen, und es handelte sich darum, in gewaltsamer Drehung diese Lage zu verändern; was oben lag, sollte hinunter, das untere hinauf. So in England, Frankreich, Polen, so auch im Altertum, wo Aristokratie und Demokratie ganz besonders um den Vorrang stritten. Jedoch in Rußland hat die Bewegung nicht den Charakter der Auseinandersetzung zwischen den unteren und oberen Schichten der Gesellschaft. Der russische Revolutionist darf weder mit dem Plebejer im alten Rom, noch dem englischen Rundkopf, dem französischen Sansculotten oder dem italienischen Anarchisten verglichen werden. Zur russischen Revolution stehen in gleicher Weise die Mitglieder der Sekten, die eben die heutige aussichtsreiche Umwälzung herbeiführten.

Alle diese staatsfeindlichen Strömungen in Rußland waren Ausflüsse verschiedener Machenschaften und Geheimbündeleien. Unter dem jahrhundertelangen Drucke des russischen Absolutismus, den der Staat und die orthodoxe Kirche als eiserne Faust auf das weite Land des Ostens gelegt haben, sind nicht nur die politischen Strömungen zur Geheimbündelei verurteilt gewesen. Auch die religiösen Bewegungen der Russen haben ihre Befriedigung gesucht und gefunden abseits vom starren Kirchendogma in einem weitverzweigten Sektenwesen, das tausend wunderliche Blüten getrieben hat. Die eindrucksvolle Gestalt des russischen Propheten Leo Tolstoj zeigt uns einen Edelanarchisten, der zwar jedes Gewaltmittel (einschließlich des Krieges) streng verwarf und im Sinne der Bergpredigt den Grundsatz predigte, daß man dem Übel nicht widerstreben dürfe: doch in Schrift und Rede hat der leidenschaftliche Graf im Bauernkittel die Seelen zu wecken gesucht für ein freies Geistesleben und für eine Umgestaltung und Umwandlung des gesamten Bestandes in Staat, Gesellschaft und Kirche nach den Grundsätzen des Nazarenertums.

„Raskol" heißt in der russischen Sprache Spaltung; die Raskolniken sind die russischen Sektierer. Ihre Zahl dürfte sich auf 30 Millionen Russen belaufen. In der Unzahl der russischen Raskolniken finden wir seit dem einflußreichen Patriarchen Nikon im 17. Jahrhundert die „Staroverzen" („Altgläubigen"), die sich in bedeutende Gruppen mit Priestern und ohne Popen gespalten haben. Ihre Tendenz besitzt einen Stich ins Revolutionäre, und manches Attentat und manchen Staatsstreich schreibt man ihnen zu. Dann die Gottesleute oder „Geißler", die sich als die Christen schlechthin empfinden, die Auferstehung leugnen und als Gebet ausschließlich das Vaterunser gebrauchen. Sie fasten nicht vor dem Abendmahl, speien den Abendmahlswein aus — als strenge Alkoholgegner —, bauen

Kirchen, verfertigen Kreuze und malen Bilder. Sie haben eine Anzahl von „Christusen", der Begründer ihrer Sekte war ein „Gott Zebaoth" Danilo Philipowitsch neben dem „Christus" Iwan Suslow. Die Autorität des Zaren als Oberhaupt der orthodoxen Kirche gilt bei denen nichts und infolgedessen ist die Petersburger Regierung mit Folter und Schaffot in den berüchtigten Christusprozessen gegen diese Sektierer vorgegangen. Auch eine Gottesmutter, Uljana Wassilijewna, tritt in Erscheinung. Die frommen Revolutionäre dieser „Rechtgläubigen" nannten diese Gottesleute oder „Chlüsten" mit dem Spottnamen „Sonderlinge", „Schaloputen". Heute ist diese Sekte über ganz Rußland einschließlich Sibirien verbreitet; jedes Gemeindeglied kann zum „Christus-Befreier" und zur Gottesmutter aufrücken, wenn sie in den Vollbesitz des Geistes eintreten. Die Mittel dieser frommen Anarchisten, die am orthodoxen Gottesdienst sich beteiligen und ihren Glauben geheimhalten, sind der ekstatische Tanz, Gesang und beständiges Fasten. Geschlechtliche Enthaltsamkeit ist die Vorbedingung des Geistesempfanges — die Eheleute müssen sich beim Eintritt in die Sekte scheiden. Als Ersatz für die Sakramente der Großkirche feiern sie gemeinsame Mahlzeiten als Gipfel ihrer Gottesdienste und als wahrhaftes Abendmahl; den Ersatz der Taufe schaffen sie sich, indem sie beim Tanzen in Schweiß geraten. Ein fanatischer Radmacher aus dem Gouvernement Kiew hat 1890 eine ekstatische Massenbewegung hervorgerufen.

Aus den staatsgefährlichen zarenfeindlichen Chlüsten gingen die „Weißen Tauben" hervor, die „Skopzen" oder Verschnittenen, deren Begründer der nach Sibirien verbannte Kondrat Seliwanow gewesen ist. Die verloren gegangene Lehre Jesu von der Verschneidung (aus Matthäus 19) hat er materiell angewendet. Trotz heftiger Verfolgung hat sich die Sekte fast über ganz Rußland ausgedehnt. Die kinderlosen „Skopzen" sind meist sehr reich; es gibt auch sog. geistliche Skopzen, fanatische Zarenhasser, die nicht nur ein Leben eines russischen Regierenden auf dem Gewissen haben. Die Duchoborzen sind die Geisteskämpfer; sie haben aus ihrer Mitte hervorragende Führer erweckt. Auch ihre Leidensgeschichte ist blutig. Ihre mündlich überlieferten Psalmen nennen sie das Lebensbuch. Ihre Sittenlehre ist streng; den Eid auf die Zarentreue lehnen sie ab; sie halten sich für sündig. Auch „Milchbrüder" gibt es nach einem frommen Schneider Semjon Uklein aus dem Gouvernement Tambow, deren streng unitarischer Gott die Welt beständig beschafft; sie verwerfen die Autorität des Zaren als obersten Kirchenherrn und die Sakramente, sie verwerfen den Königseid nebst Krieg und Tötung. Sabbathleute leben in Rußland, welche nach jüdischer Weise den Sonnabend feiern als von Gott eingesetzten Ruhetag, und sogar Mützenleute, die auch zu Hause die Kopfbedeckung aufbehalten. Auch eine andere besondere Gruppe der „Hüpfer" ist entstanden, die den ekstatischen Tanz zum Mittelpunkt ihres Kultus machten. Sie schließen sich meist nihilistischen Strömungen an, sind anerkannte Republikaner mit extremer Gesinnung, indem sie das Haus Romanow hassen. Die „Brüder des gemeinsamen Vertrauens" sind molekalische Bauern im Gouvernement Samara, die sich besonders in Transkaukasien und in der sibirischen Verbannung ausbreiteten. Es sind christliche Kommunisten, bei denen fußfällige Verbeugungen und seltsame Kußzeremonien eine Rolle spielen. Marx' Sozialismusgedanke findet bei denen den schärfsten Ausdruck, indem sie sich zum krassesten Anarchismus bekennen. Protestantischen Charakter tragen die vielerlei „Stundisten", die zum Teil aus echtem religiösen Bedürfnis sich schlichte Erbauung in den Andachtsstunden bereiteten, die in den einzelnen Häusern umgingen und die ihr süddeutsches Seitenstück in den württembergischen Pietisten haben. Sie verschmolzen teilweise mit den Baptisten, welche die Wiedertaufe pflegen, und erstrecken sich auch in die Kreise der hohen Aristokratie hinauf. Nennen wir noch die Sekte mit revolutionärem Einschlag, die Tolstojaner, die Bogomilen und die um einen Schuster versammelten „Seufzerer", auch die Gruppe um den frommen Droschkenkutscher Dunka, dessen Anhänger „Dunkas Vertrauen" heißen, endlich die „Weißgekleideten" in ihren weißen Hemden und weißleinenen Gürteln, welche die Ehe „Unzucht" schelten, weder Zarentum noch Priestertum anerkennen und jeden Bruder als seinen Zaren und Priester ausrufen —, so haben wir eine buntscheckige Musterkarte von frommen revolutionären Sektierern aus der russischen Volksgeschichte beisammen. Alle sind zarenfeindlich, staatsgefährlich ob ihrer anarchistischen, nihilistischen und jakobinischen Anlagen, alle erbauen sie sich aus der Bibel, wie sie im Heiligen Buch vorliegt, oder wie sie das Gotteswort sich in ihrer inneren Erleuchtung durch den Geist zurechtlegen, und alle diese wunderlichen Heiligen predigen Tod und Verderben dem verhaßten Zarentum und huldigen dem Marseillaisebanner, der roten Einheitsfahne, der sozialistischen Idee mit anarchistischem Anstrich. Alle diese Sektierer sind stillglühende Wahneiferer, die auf den Anbruch des wahren Gottesreiches auf der vergewaltigten Erde warten und auf das Wunder der Herrschaft Gottes in den Herzen.

Der Russe macht seine Revolution auf seine eigene Art, weil das Blut, das ihm in den Adern rollt, in ganz eminentem Sinne ein „gar besonderer Saft" ist. Zu diesem Blute hat der Slawe, der „dumkasingende" Großrusse, der tatenfrohe Normanne, der blutfraßgierige Tatare einen Tropfen hergegeben, und die Mischung, welche entstand, ist mit keiner anderen zu vergleichen. Im Vollblutrussen liegt die Trägheit des Steppensohnes neben der Grausamkeit des Kirgisenhäuptlings, der orientalisch-altaische Fanatismus neben der pathogenen Romantik, die guslaähnliche Phantasie neben der teutonischen Tatkraft, der denkbar roheste Zola-Realismus neben idealistischer Übertreibung. Er lernt leicht was sich andern absehen läßt; er besitzt ein unvergleichliches Sprachtalent, einen lüsternen Sinn für fremde Bräuche und Moden, ein Verständnis für alles, was er zu seinem Vorteile der Fremde entlehnen kann. Wenn er nichtsdestoweniger sich geberdet, als bedürfe er keiner fremden Anregungen, so ist das eine Prahlerei, welche ebenfalls zu den Grundzügen seines nationalen Wesens gehört. Seine großen Dichter haben nach fremden Mustern sich gebildet und nach ihnen geschaffen; seine Aristokraten sind in die französische Schule gegangen; seine Revolutionäre haben der Wissenschaft des Westens die fürchterlichen Behelfe abgeborgt, mit denen sie ihre Attentate verübten. Puschkin läßt sich auf Goethe und Lord Byron zurückführen, wie der Adept auf den Meister; Petersburg ist ein nach Rußland verpflanztes Paris; die Dynamitattentate von Moskau und im Winterpalaste wurden nach westeuropäischem Muster gemacht. Ist es nun den letzten Generationen in Rußland zum Bewußtsein gekommen, daß sie sich in dem Völkerreigen Europas so geringer Originalität zu rühmen haben, so sind sie bei der Abhilfe dieses Mangels auf den schlechtesten Weg geraten, der sich ihnen jemals hätte darbieten können; denn statt sich an dem fremden Beispiele zu läutern, haben sie plötzlich dasselbe verpönt, um sich an dem Traume einer ureigenen natio-

nalen Entwicklung zu berauschen; die Lehrer wurden von den Schülern verlästert; der „verfaulte Westen“ wurde zum Gegenstand nationaler Verachtung gemacht, die fremde Kultur, welche seit zwei Jahrhunderten und darüber die oberen Schichten der russischen Gesellschaft gesittigt und „europäisiert“ hatte, für einen lästigen Eindringling erklärt, dessen Spuren von Grund aus getilgt werden müssen.

Das ist die nationale Wurzel der russischen Revolutionen der letzten Jahrzehnte, welche er mit dem immer weiter sich verbreitenden Nihilismus, dem verderbenbringenden Panslawismus und schließlich dem sogenannten Altrussentum gemein hat. Aus ihr entkeimt naturgemäß nicht bloß die Oberflächlichkeit im Wissen und Denken, nicht bloß die Selbstüberhebung, welche sich selbst genug sein zu können glaubt, sondern auch der Haß gegen die deutsche Dynastie, gegen alles, was geordnete Entwicklung im Staate ist, gegen Kunst und Wissenschaft, welche den Menschen zur vornehmen Lebensführung erziehen, gegen die Geschichte endlich, deren Lehren mehr auf eine erhaltende, als auf eine umstürzende Weltanschauung hinleiten. Der flaumbärtige russische Revolutionist aus der Nihilistengilde oder der Maffiapartei, die russische Umstürzlerin in der Gestalt einer anarchistisch gesinnten Studentin, welche sich von allen Banden der Sitte und des Familienlebens losgelöst hat, dünken sich stark und reif genug, nicht bloß eine vorhandene Staatsordnung zu zerstören, sondern der gesamten Weltordnung den Krieg zu erklären; sie jagen nach einem Märtyrertum, das keines ist; die Wollust der Rache, der Grausamkeit, der Tollkühnheit wird ihnen zur Inspiration; ein begreifliches Gefühl des Mißvergnügens wandelt sich in die Leidenschaft der Zerstörung, wobei jedes Mittel als das rechte erscheint . . .

Es ist indessen nur die Form der Revolution, welche sich aus der nationalen Beschaffenheit der Russen erklärt. Wie man auch ohne völkerpsychologische Tüftelei genau die unterscheidenden Merkmale zu finden vermag zwischen der Methode, welche der Engländer bei seiner großen Auflehnung gegen die Stuarts, und derjenigen, welche der Franzose bei der seinigen gegen die Bourbonen befolgte, so kann man auch mit Gewißheit sagen, daß nur in Rußland die nihilistisch-revolutionäre Bewegung möglich war mit diesen raffinierten Schrecken, diesen Orgien zügelloser Grausamkeit, dieser unerklärten Heimlichkeit, welche einen Bund von einigen tausend Männern stärker macht, als einen Staat mit Millionen von Bajonetten, dieser genialen Aneignung naturwissenschaftlicher Mittel zu mörderischen Zwecken.

Von spezifisch russischer Herkunft ist auch heute die rätselhafte revolutionäre Erscheinung im Reiche eines Gapon, Illiodor und Rasputin. Der Zarenautokratie gegenüber waren bereits in allen Jahrhunderten mancherlei Palastrevolutionen und Militärkomplotte ohnmächtig geblieben; Kaiser Paul war von adeligen Hofleuten erdrosselt worden; von Alexander I. raunte man sich zu, er sei beim Baden in Taganrog gewaltsam in die Wellen hinabgetaucht worden; Zar Nikolaus hatte den Aufstand der Dezembristen blutig erstickt und die große Insurrektion der Polen war unbarmherzig niedergeworfen worden. Da ergab sich dann alles, was in Rußland der Autokratie des despotischen Zaren feindlich gegenüberstand, der duldendwartenden Resignation . . . Da tauchte der Kritiker Belinsky zuerst in Moskau, dann in Petersburg auf, um, ein „russischer Lessing“, eine Schule von jungen Literaten um sich zu scharen und bisher heilig gehaltene Begriffe der Kunst, Dichtung und Wissenschaft zu stürzen, sie durch neue zu ersetzen. Belinsky wies auf die chinesische Mauer, mit welcher das autokratische Rußland umgeben war, nach Deutschland, dessen große Philosophen er studierte. Einer von den revolutionären Sätzen, die er predigte, lockerte besonders kühn das Band der Bevormundung; Belinsky behauptete nämlich, das russische Volk habe keinen Sinn für Autokratie und Despotie. Ein schüchterner Versuch, soziale Umwälzungen herbeizuführen, von einem Staatsrate Petraschewtsky und etwa dreißig Genossen geplant, scheiterte: die Neuerer wurden allesamt nach Sibiren „verschickt“ . . . Ein gleiches Schicksal oder mindestens das Los der Verbannung ins Ausland traf alle, welche in Wort, Schrift oder Lebensführung einer freien Denkweise verdächtig waren. Bakunin, Herzen, Turgenjew mußten ins Exil, und des Zaren „höchsteigene dritte Kanzelley“, die berüchtigte dritte Abteilung, deren „hellblaue Gendarmen“ überall in dem weiten Reiche umherspionierten, verstand nicht bloß Schuldige zu finden, sondern auch Schuldige zu machen. Die Wege nach der russischen Bastille, der Peter-Paul-Festung, nach Schlüsselburg, diesem todbringenden Staatsgefängnis für schwere politische Verbrecher, nach Irkutsk, dieser Wahlstatt lebenslänglicher Zwangsarbeit, und Tobolsk, diesem eisigen Märtyrerorte, waren gleichsam besät von Zügen Deportierter, hinter welchen der Kantschu des Donkosaken sauste, nachdem die „dritte Abteilung“ sich ihrer ohne richterlichen Spruch und ohne Untersuchung, zumeist auf die Denunziationen der „Hellblauen“ hin, bemächtigt hatte . . .

Dabei ging etwas dem russischen, sonst gutmütigen Volke verloren, was anderswo als das heiligste menschliche Besitztum gilt: das Recht der Persönlichkeit, die Individualität. Wer im Namen des Zaren eines Amtes waltete — und mochte er auch das feilste Subjekt sein — war der Herr des Lebens und des Todes, alle übrigen waren Sklaven. Und ach, es gab vierzehn Schichten, welche unbarmherzig aufsaugten, was das sonst unschuldige, arme, geknechtete Bauernvolk im Schweiße seines Angesichtes erwarb; vierzehn korrumpierte Rangklassen des verhaßten Beamtentums, des Tschin, die den stumpfsinnigen Muschik köderten. Ein Appell, eine Reklamation galt nur so viel, wie ihr Urheber an Bestechung zu ihrem Nachdrucke aufzuwenden hatte. In dieser Rechtsunsicherheit seufzte die unglückliche Nation: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit . . .“

Einem solchen Zustande konnte nur durch Ereignisse von außen her gesteuert werden; Dank Al. Herzens unerbittlicher Schärfe, mit welcher dieser kühne, unerschrockene Vorkämpfer der russischen Freiheit durch die Gründung seines in London erscheinenden Blattes „Die Glocke“ alle Mißstände in seinem Vaterlande sezierte, gelang es ihm, einen Schritt von großartiger reformatorischer Bedeutung einzuleiten: die Befreiung der Leibeigenen. Der Muschik, dieser arme, unwissende, an dumpfes Dahinleben gewöhnte russische Bauer, wurde frei; er empfing auch eigenes Land. Aber man nahm ihm Steuern ab, die zwei Drittel seines mageren Einkommens aufzehrten, und gab ihm nicht neue, ehrliche Beamte zum Schutze auf dem neuen Pfade, auf dem er wie ein Halbblinder in die Freiheit hineintaumeln wollte, sondern die nichtswürdigen „Tschinowniks“ von ehedem blieben in ihren Ämtern und saugten an der armseligen Habe und dem winzigen Erwerb des noch immer keuchenden Volkes . . . Solange der beutegierige Tschinownik nicht zum Menschen umgewandelt, der Bestechlichkeit, der Lüderlichkeit entwöhnt war, so lange mußte jede neue Reform im Reiche des weißen Zaren ein frommer Wunsch bleiben. Die Gesellschaft war durch ihn und seine Ver-

treter korrumpiert. Und so konnte es geschehen, daß fast gleichzeitig mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die ersten Spuren von geheimen Gesellschaften sichtbar wurden. Die revolutionären Komitees, deren Genossen die Lehren eines Moleschott und Büchner in sich aufgenommen haben, wobei eine Art von krausestem Materialismus sich ihrer jugendlichen Seele bemächtigte, diese Verschwörerorganisationen verlangten die Abschaffung des Selbstherrschertums des Zaren, die Säuberung des unbeholfenen, vermoderten Beamtentums und die Einführung der demokratisch-republikanischen Verfassung im durchwühlten Rußland. Die verfehmte Romanow-Dynastie wurde proskribiert, die Anarchie als Sehnsuchtsideal dem giftigen Despotismus genübergestellt, die Vernichtung der Plutokratie zum Berufe der geheimen Sektierer erklärt. Kleine Verschwörergesellschaften bildeten sich, denen von überallher Proselyten zuströmten, und die Reihe der Attentate auf Alexander II. begann mit derjenigen Karakasows, um nach Jahrzehnten mit der furchtbaren Dynamittragödie am Petersburger Katharinenkanal zu enden...

Eine Unzahl von Personen, der anarchistisch-nihilistischen Machenschaften verdächtig, ist von allerhand Gerichten, von Schwur- und Militärjustifizierungen, verurteilt und dann nach Sibirien gesendet oder gar gehenkt worden. Immer wieder glaubte man, in einzelnen Schuldigen oder Unschuldigen die Häupter der unheimlichen Geheimbünde ergriffen und unschädlich gemacht zu haben. Aber es war wie mit den Köpfen der Hydra: einen Kopf hat man abgeschlagen, hundert Häupter wuchsen nach; und dabei tauchte bald da, bald dort, bald im Süden, bald im Norden des ungeheuren Reiches, bald in den Städten, bald auf dem Lande, dieses Schreckenshaupt der Revolution auf. Etwa um die Zeit des deutsch-französischen Krieges begann ein weitverzweigter Aufruhr „Blut zu lecken". Netschajew, ein Verschworener, erschlug einen Polizisten, der sich als Spion in eine revolutionäre Versammlung geschlichen hatte. Von nun an ging die schreckliche Erweiterung der Mittel mit reißender Schnelligkeit vonstatten. Es ist ein Unterschied zwischen dem Revolutionär seit Netschajews Attentat und einem theoretischen Volksaufwiegler oder einem terroristischen Barrikadenkämpfer, zwischen dem blasierten Studenten Bazarow, den Turgenjew in dem Roman „Väter und Söhne", und dem verrückten Neschdanow, den er anderthalb Jahrzehnte darauf in dem Roman „Neuland" als revolutionären Typus konstruierte. Es blitzt ein Pistolenschuß in Petersburg; die Nihilistin Wjera Sassulitsch hat den Polizeimeister Trepow in seinem eigenen Büro verwundet. Dann knallt es in Charkiw, der ukrainischen Universitätsstadt; der Gouverneur Krapotkin, der von einem Balle heimkehrte, liegt als blutiges Opfer am Boden. Dann kamen die gewaltigen Attentate auf Großfürst Sergius, Minister Plehwe usw.

Der Widerwille der Gesellschaft gegen das politische Regiment ist die Quelle jeder revolutionären Strömung in Rußland; die Korruption des Beamtentums hat mit der Zeit jede Autorität untergraben. Anfangs hatte auch der russische Rebell noch Ideale; er sprach von Freiheit, von Verfassung, von Menschenrechten. Aber man korrigierte seine Sehnsucht durch die Knute; man schleppte ihn nach Sibirien, an dessen Eingang er als sicheres Opfer vom Tode begrüßt wurde. Da ward er blutdürstig wie ein wildes Tier, rachsüchtig bis zum Wahnwitz, ein Mörder, dem das eigene Leben nur noch dazu gut zu sein schien, um anderes Leben zu zerstören. Und die Verzweiflung ist ansteckend . . .

Der rebellische Gedanke hat auf solche Weise in alle Schichten der russischen Gesellschaft sich eingeschmuggelt, alle Behelfe, die ihm die Wissenschaft und Erfahrung gewähren konnten, sich angeeignet; er arbeitet nicht bloß mit Dynamit und Revolver, unterminiert nicht nur ganze Straßen, er hat auch seine literarischen Sendlinge, die mit raffinierter Bedachtsamkeit alle guten Instinkte der Seele des Volkes vergifteten. Da wurde verschmäht und verhöhnt, herabgesetzt und entwürdigt, was die Weltliteratur Großes hervorgebracht hat; ein Goethe, ein Shakespeare, ein Schiller, ein Puschkin — sie alle wurden verlästert. Da wurde ferner der Diebstahl als etwas Menschenwürdiges erklärt, dem Mörder eine Aureole des Märtyrers umwunden; seine Seele wurde vertiert; seine Augen waren mit Blut unterlaufen; er will nicht den Staat, nicht die Sitte, nicht die Religion, nicht einmal — sich selbst . . .

Die besonneneren Elemente in Rußland sind die feigeren Schichten des Volkes. Wer im Lande des schwarzen Bären denken kann, ist allemal ein „aufrichtiger Revolutionär". Der Bauer zählt nicht; und wenn er während des heutigen Staatsstreiches mitzählen wird, so fragt es sich, ob er nicht ebenfalls in der Erinnerung dessen, was er gelitten, zur Erhebung schwören wird. Einen bürgerlichen Mittelstand hatte Rußland nicht bis zur Alexandrinischen Reformära. Seitdem aber haben die wechselnden Unterrichtssysteme unter der heranwachsenden Jugend unberechenbares Unheil angestiftet. Das vierzehnklassige Beamtentum will an dem Staat sich bereichern; es betrügt ebenso diesen, wie das Volk, je nachdem dort oder hier die Gelegenheit eine günstige ist; Justiz und Verwaltung sind nur dem Namen nach, nicht tatsächlich getrennt. Es ist klar, daß eine aus solchen Bestandteilen zusammengesetzte Gesellschaft jeder Tatkraft ermangeln muß, wenn ihr die Aufgabe zugemutet wird, zur endgültigen Rettung des Staates mitzuwirken. Zur Moralität ist sie vom Staate nicht erzogen worden und durch eigenes Bedürfnis nicht herangereift; der Pseudo-Patriotismus, der ihr gelehrt wurde, wechselte seine Ziele, je nachdem seine Führer dem „Westen" den Krieg erklärten, die Panslawisten das Gelüste nach den „süßen Wässern" reizte, der Hof in Petersburg an der Freundschaft Deutschlands oder Frankreichs Gefallen fand. Nun steht diese Gesellschaft eingekeilt zwischen den beiden gewaltigen Gegensätzen, der verhaßten Dynastie und dem revolutionären Gespenst. Und wenn man bedenkt, daß der politische Kern jeder russischen Revolte, losgeschält von dem Unflat der Exzesse und Untaten der letzten Jahre, immerhin einem allgemeinen Bedürfnisse näher liegen muß, als der Despotismus mit seinen bestechlichen, degenerierten Tschinowniks, wenn man erwägt, daß das System der „Verschickung" auf allen Bevölkerungsschichten in gleicher Weise lastet und die „dritte Abteilung" keinen Unterschied zwischen den „Zapadnikis" (Westlern) und Altrussen machte, so hat man wohl ein Recht, zu glauben, daß die ungeheure Mehrheit der Denkenden in ihrem Inneren für jedwede Revolution stärkste Partei nimmt, daß die Stärke des letzteren in der Abwendung der intelligenten Bevölkerung vom Staate wurzelt. Ganz Rußland von Reval bis Wladiwostok, von Archangelsk bis Odessa ist ein einziger Herd der Auflehnung, der Erhebung und des Umsturzes. Hier flackert sie auf und dort; ein Mord bezeichnet ihre blutige Spur, eine Mine ihre unausgesetzte unterirdische Wühlarbeit. Die energischen unter ihnen organisieren sich, die anderen folgen nach, verheimlichen, was sie wissen und sehen, lenken die Ochrana von der richtigen Fährte ab. So erhebt sich das Unheil einer allen billigen Forderungen trotzenden autokratischen Volksregierung fort; das Mißvergnügen nimmt ungeheure Formen an; die

Ohnmacht der Persönlichkeit schlägt in Verzweiflung um und Verwirrung erfaßt die Köpfe, so daß ihnen die frevelhafte Tat als die erste und beste erscheint...

Die russische Revolution, die in heutigen Tagen in diesem unglücklichen Lande wütet, ist auch ein Ergebnis einer dynastischen Politik, in deren Programm noch keine richtige vernünftige und konsolidierte Volkserziehung steht. Als die russische Gesellschaft die vom Westen her sittigenden Einflüsse abzuwehren begann, empfing die revolutionäre Idee eine spezifisch moskowitische Signatur; sie verwilderte bis zu solchem Grade, daß an ihm das demütigende Wort sich bewahrheitete: „Kratze den Russen und es kommt an ihm der Tatar zum Vorschein" . . .(Z.)

Der neu erschlossene Orient und der deutsche Handel.

Von Eduard Schwertfeger, Hamburg.

Zu den vielen, großen, weltumgestaltenden Ereignissen, die uns der Krieg gebracht hat, steht die neugeschaffene Verbindung mit dem nahen und durch ihn mit dem fernen Orient obenan. Was weitsichtige Politiker schon lange vor dem Kriege kommen sahen, ist in das Bereich naher Möglichkeiten gerückt: Deutschland als Wirtschaftsmacht des Orients. Ein Blick auf die Landkarte belehrt uns, welch unermeßliches Wirtschaftsgebiet uns der Siegeszug Mackensenscher Heere erschlossen hat. —

Die slawischen Sprachgebiete des Balkans sind uns gewissermaßen das Sprungbrett für die Ländermasse des Morgenlandes, dessen hauptsächlichste Sprachen die „Turk"-Sprachen sind. Ihre westlichen Ausläufer beginnen auf der Balkanhalbinsel, während sich ihre östlichen bis an den Indischen Ozean erstrecken! Fürwahr, ein Ländergebiet von so gewaltiger Ausdehnung und von so großer Bedeutung in wirtschaftlicher Hinsicht, von so riesenhaften Entwicklungsmöglichkeiten, daß der deutsche Kaufmann und der deutsche Handel nicht oft und eindringlich genug auf seine Bedeutung hingewiesen werden können, sich in den durch unser Bündnis mit dem mächtigsten orientalischen Staatswesen, der Türkei, neuerschlossenen Landgebieten ihren Platz an der Sonne zu sichern. Zwar haben im Orient andere Völker, die schon früher seine Bedeutung erkannten oder sich vielleicht mit dem politischen Hintergedanken trugen, bei der erhofften Auflösung des Türkenreiches beizeiten sich einen Anteil zu sichern, eine Anzahl Vorteile voraus. Sie haben festere Handelsbeziehungen! Zum Teil liegt der Binnen- wie der auswärtige Handel in ihren Händen, oder ihre Sprache — wie es bei der französischen ist — ist die Mittlersprache zwischen den Völkern des Morgen- und des Abendlandes! Gewiß, diese Vorteile bestehen und sind gleichzeitig schwere Nachteile für uns. Waren wir aber schon in Friedenszeiten dabei, ihnen vermöge unserer größeren Tüchtigkeit den Vorteil langsam zu entwinden, so ist uns der Krieg helfend beigesprungen! Frankreich, England, Rußland, Italien, jene Länder, die in Friedenszeiten alle bereits ihre sogenannten Interessensphären in der Türkei hatten, sind jetzt deren Feinde! Wir Deutschen allein werden den Türken in den Zeitungen und Moscheen als die wahren und uneigennützigen Freunde des Islams geschildert. Darin liegt ein nicht zu unterschätzender Gewinn für uns! Der Türke wird also an sich geneigt sein, mit uns in Handelsbeziehungen zu treten. Wir können nun nicht erwarten, daß der Türke aus lauter Liebe zum Bundesgenossen seine Geschäfte mit uns macht! Beileibe nicht! Er ist ein kühler Geschäftsmann! Wo sich Gelegenheit bietet, die besten Geschäfte auf die angenehmste Art zu machen, da wird er künftig seine Bedürfnisse decken. Wir müssen uns also auf dem in gewisser Hinsicht vorbereiteten Boden unsere Stellung erkämpfen! —

Die Güte unserer Waren, die Redlichkeit unseres Geschäftsgebarens bringen uns ein Stück vorwärts auf diesem Wege. Was hilft uns aber alles ehrliche Wollen, wenn zwischen uns und den Völkern, mit denen wir handeln wollen, deren Freundschaft wir durch enge Beziehungen gewinnen wollen, ein Zwischending steht, eine Mittlersprache!? Dies ist die französische Sprache, die noch allenthalben in den türkischen Handelskreisen gesprochen wird. Sie gilt es zu verdrängen! Aus diesem Gedankengang ergibt sich mit Naturnotwendigkeit die Folgerung: Der Türke muß deutsch lernen und der Deutsche muß türkisch sprechen und schreiben können! Wenn der Türke sich einer Zwischensprache bedienen muß, wird in ihm der Wahn genährt, daß das Volk und der Handel des Volkes, deren Sprache auch von anderen Völkern gesprochen werden muß, besser sein müsse, als die unsrige. Die ganzen Handelsbeziehungen werden vereinfacht, wenn der Mittler ausgeschaltet wird. Mißverständnisse werden eher vermieden, das Herz spricht leicht zum Herzen, wenn es sich keines Dolmetschers zu bedienen braucht. Und wieder sind es die Nachkommen Osmans, die uns auf halbem Wege entgegenkommen. Die türkische Regierung hat bereits im Jahre 1915 die Einführung der deutschen Sprache als Pflichtfach in den höheren Schulen beschlossen. Doch die Früchte dieser Anerkennung deutscher Kultur reifen erst in der Zukunft. Dafür wirkt eine andere Maßnahme in der Gegenwart bereits um so einschneidender. Als amtliche Schriftsprache des türkischen Kaufmanns wie aller Handelsunternehmungen in der Türkei wird künftig nur die türkische Sprache anerkannt werden. Für den Türken werden dabei ungemein viele Kräfte frei, die er auf anderen Gebieten besser verwenden kann. Sein Nationalbewußtsein wird gestärkt werden. Er wird deshalb den Kaufmann begrüßen, der ihn in seiner Muttersprache anredet, bei dem er sich keines Zwischenträgers zu bedienen braucht. Wenn nach dem Kriege der deutsche Kaufmann nach Konstantinopel kommt und die Landessprache beherrscht, dann wird der Türke freudig aus dem im Kriege erprobten Bundesgenossen einen wirtschaftlichen machen.

Über eines soll sich der deutsche Kaufmann klar sein: Ehe die deutsche Sprache Allgemeingut aller Gebildeten in der Türkei sein wird, werden wegen der bis jetzt noch verhältnismäßig geringen Durchbildung des Landes Jahrzehnte vergehen. Wollten wir so lange warten, kämen wir zu spät zu der bevorstehenden Erschließung der unermeßlichen Bodenschätze des weiten Landes. Und wieder ergibt sich aus diesem Gedankengang als einzige logische Folge für den deutschen Kaufmann, sich bereits jetzt die türkische Sprache zu eigen zu machen. Allzu großen Wettbewerb von englischer und französischer Seite wird er in dieser Hinsicht kaum zu befürchten haben. Bei diesen Völkern herrscht wenig Neigung zur Erlernung fremder Sprachen. Sie sind in ihren eigenen Sprachkult zu verliebt, um fremde Götter neben sich zu dulden. —

Männer von hoher nationaler Einsicht und große Organisationen, wie die Deutsch-türkische Vereinigung, Berlin, und der Deutsch-nationale Handlungsgehilfen-

Verband, Hamburg, haben sich diese Gedankengänge längst zu eigen gemacht. Sie bemühen sich seit Jahr und Tag, in unserm Volk Verständnis für unsere bedeutenden Aufgaben im Orient zu erwecken, und, wie man freudig erkennen kann, nicht ohne Erfolg. Durch Wort und Schrift haben sie in der deutschen Kaufmannswelt dieser Erkenntnis Bahn gebrochen. In vielen größeren Orten haben sie türkische Sprachlehrgänge eingerichtet, die allenthalben Anklang fanden. Wenn der Krieg beendet ist, und die Erschließung des Morgenlandes aus der Hand der Soldaten in die des Kaufmanns übergehen soll, dann wird es ein Verdienst nicht zum wenigsten dieser beiden Organisationen sein, wenn so und so viele deutsche Kulturpioniere bereit stehen, um die Beackerung des neuen Feldes vorzunehmen. —

Dafür, daß genügend deutsche Persönlichkeiten in des Wortes reinster Bedeutung da sein werden, dafür gilt es jetzt zu sorgen. Seien wir uns klar darüber, daß wir die Wirkungen des von unseren Feinden beabsichtigten Wirtschaftskrieges in dem Maße abschwächen, in dem wir verstehen, unsere Beziehungen zur Türkei und ihren Hinterländern sofort aufzunehmen und auszugestalten. Später, wenn der Handel hinüber und herüber geht — beide Länder können sich in geradezu idealer Weise ergänzen —, wenn zwischen unserm Vaterlande und jenem weiten Reiche der Zukunft die innigsten wirtschaftlichen Beziehungen bestehen werden, dann kann uns keine Abschnürung der Feinde wirtschaftlich mehr etwas anhaben. Dann können wir Rohstoffe und Lebensmittel aus einer erschlossenen Türkei genug haben. Diese große Gefahr für ihn sieht unser Hauptfeind England herankommen! Es wollte ein zerschmettertes Deutschland haben und sieht ein im Orient erstarktes Deutschland erstehen. Deshalb will es sich auf keinen Frieden einlassen und versucht, uns auch im Orient zu treffen, nicht zum wenigsten, weil es uns auf dem Landwege nach Indien rüstig vorwärtsschreiten sieht! —

Diese hohen nationalen Ziele verwirklichen zu helfen, liegt nicht zuletzt in der Hand des deutschen Kaufmanns, der seinen Weg als Kulturpionier zur Türkei einschlägt. Mögen seinen Spuren viele folgen. Stand und Vaterland werden davon nur Nutzen haben. —

(Z.)

Die englische Gefahr im Osten.

Von Hanns Dohrmann, Berlin-Schöneberg.

Manche Stockholmer Sensationsnachricht über die im Grunde bedeutungslosen, in jedem Falle aber noch wirren Auseinandersetzungen der russischen Umstürzler ist von der deutschen Presse im Laufe der letzten Wochen fleißiger und liebevoller behandelt worden, als jene kurze Notiz über die englischen Ansprüche auf die Inseln und Provinzen der russischen Ostseelande, die neulich durch die Blätter ging und wohl nur wenig wirklich aufmerksame Leser gefunden hat. Über diese Notiz ist zumeist als über eine kaum ernst zu nehmende Tagesneuigkeit hinweggelesen worden, oder man hat sie ganz übersehen und ist sich in seinem übermäßigen Interesse für die innere „Befreiung“ unserer russischen Nachbarn dessen nicht im entferntesten bewußt geworden, daß sie in großen Umrissen einen neuen politischen Schachzug Englands von gar nicht abzusehender Bedeutung für unsere und Nordeuropas fernere Zukunft enthüllt. Wenn nämlich tiefer von diesen ernsten Absichten Englands auf die russischen Ostseeinseln und -provinzen die Rede sein soll, so mag die Behauptung von vornherein aufgestellt werden, daß die folgenden Ausführungen sinngemäß auch mit den Worten überschrieben werden könnten: „Die neue Einkreisung Deutschlands“ oder „Englands Vorarbeiten zum nächsten Krieg“. Diese Behauptung zu begründen, soll tiefer der Versuch unternommen werden.

Der gigantische Feindeskreis, mit dem die tatkräftige und weitblickende englische Politik das Deutsche Reich in Jahren zielsicherer Kriegsvorbereitung umgeben hatte, erwies sich im Laufe dieses Krieges bekanntlich als lückenhaft, unvollendet und durchaus verbesserungsbedürftig. Freilich gelang es englischer Staatskunst, noch in letzter Stunde ein paar solcher Verbesserungen vorzunehmen: Italien fügte sich dem Einkreisungsringe ein, gewaltsam ward in Saloniki eine klaffende Lücke gestopft, und vorübergehend bestand alle Aussicht, daß ein angriffsfähiges Rumänien den Kreis abrunden würde. Aber die gefährlichsten Lücken blieben doch offen; und scheiterte schon der Versuch völlig, zwischen Odessa und Alexandria über Konstantinopel eine neue absperrende Mauer zu ziehen, so bestand in bezug auf die Ostsee und eine gerade, zuverlässige Verbindung zwischen England und dem russischen Festlandriesen von vornherein wenig Hoffnung auf Verwirklichung dieses sich der englischen Politik immer gebieterischer aufdrängenden Planes. Trotzdem hat England diese Aufgabe kaum einen Augenblick lang außer acht gelassen, und erst kürzlich hat bezeichnenderweise ein amerikanischer Politiker, der das englische Interesse eifrig gefördert hat, mit einer deutlichen Anspielung auf die englischen Pläne in der Ostsee gemeint, Deutschland wäre längst zermalmt worden, wenn britische Schiffsgeschütze es auch im Osten hätten angreifen können. Diesem englischen Streben nach einer Angriffsbase gegen Deutschland in der Ostsee hat schließlich in einer Reihe von warnenden und aufklärenden Aufsätzen auch der Tübinger Historiker Johannes Haller Rechnung getragen, indem er wiederholt darauf hinwies, im Osten und in der Ostsee werde England durch eine deutsche Besetzung der russischen Ostseelande und -inseln am Ende wirkungsvoller getroffen werden, als durch Angriffe zur See und auf den anderen Kriegsschauplätzen.

Alle Versuche Englands, die russische Monarchie dazu zu bewegen, dem englischen Einfluß in dieser oder der anderen Form noch während des Krieges in der Ostsee unmittelbare Geltung zu verschaffen, scheinen an dem natürlichen Streben der zarischen Politik gescheitert zu sein, Herr im eigenen Hause zu bleiben; und die tatsächlich schon vor Monaten verbreiteten Gerüchte, England erträume sich ein „nordisches Gibraltar“ in Reval, sind bis vor kurzem daher nur Gerüchte geblieben. Erst die russische Revolution der jüngsten Gegenwart hat die Sachlage völlig verändert und der bewährten Anpassungsfähigkeit englischer Politiker ganz neue Aufgaben gestellt, die zu lösen sie auf dem besten Wege zu sein scheint. Die russische Revolution ist ihren englischen Urhebern ohne Frage gleich in den ersten Tagen über den Kopf gewachsen: im anfänglichen Interesse Englands konnte es tatsächlich nicht liegen, Erschütterungen herbeizuführen, die alle Kampffähigkeit des verbündeten Riesen lähmen mußten. Dennoch ist das Heft den Händen der englischen Drahtzieher offen-

sichtlich entglitten, und die Behauptung, daß damit das im Fieber innerer Erneuerung liegende russische Volk für diesen Krieg endgültig aus der Reihe der angriffsfähigen englischen Hilfsvölker ausgeschieden ist, gilt zu Recht. Aber man ginge fraglos den Weg eines gefährlichen Irrtums, wollte man annehmen, daß England seit dieser russischen Überraschung sein Spiel in Rußland verloren gibt und darauf verzichtet, aus dem russischen Chaos reichen Vorteil für sich und seine Weltgeltung zu ziehen. Ganz im Gegenteil! In realpolitischer Erkenntnis der veränderten Lage der Dinge hat England die immer heilloser werdenden Widersprüche neuer russischer Wirklichkeit früh und von vornherein richtig als die Anzeichen eines unausbleiblichen politischen Bankrottes Rußlands auf Jahrzehnte hinaus bewertet und mit echt englischer Tatkraft und Entschlossenheit praktische Schlüsse aus dieser Sachlage gezogen: indem nämlich England seine russische Politik einer völligen Neuorientierung unterwirft — um dieses Schlagwort unserer Tage zu gebrauchen — und mit der Verwandlung des alten Verbündeten in ein neues Opfer seines Ausdehnungstriebes rechnet, meldet es sich früh zur Stelle, um sich bei der bevorstehenden Aufteilung des russischen Landüberschusses die wertvollste Beute zu sichern. Es liegt auf der Hand, daß England auf dem besten Wege ist, mit diesem gewandten Schachzug eine ganze Reihe wesentlicher Probleme seiner Politik zu lösen: denn drängt es durch die Besitzergreifung der baltischen Inseln und Provinzen Rußlands das russische Reich einerseits von der Ostsee ab und dem türkischen Süden zu, so entwertet es dadurch anderseits in ernster Bedrohung deutscher und skandinavischer Interessen den zum Dogma der Politik der Ostseestaaten gewordenen Charakter der Ostsee als mare clausum. Die Kronstadt und Finnland vorgelagerten Inseln und Liv- und Estland in englischem Besitz würden in der Tat ein restloses Ausscheiden Rußlands aus der Reihe der Ostseemächte bedeuten, Schweden und Dänemark in die völlige Abhängigkeit Englands zwingen und die britische Macht Deutschland gegenüber eine furchtbare Position in einem nordischen Belgien einnehmen lassen. Daß eine im Rahmen dieser Bestrebungen und Absichten festgelegte englische Ostseepolitik in ihrem Endziel eine neue, noch engere Einkreisung Deutschlands bezwecken würde, ist selbstverständlich. In emsiger Vorbereitung für den möglichen nächsten Krieg, den nur weltfremde Optimisten für völlig ausgeschlossen halten dürften, bemüht sich England, das gründlich nachzuholen, was Eduard der Siebente und die Plejade seiner Mitarbeiter unterließen oder noch nicht vollbrachten. Als ein Gradmesser aber dafür, daß Englands Raubpolitik auch in neuerer Zeit vor keiner Gewalttat zurückschrecken dürfte, sollte das Beispiel von Saloniki gelten: was englisches Wollen im neutralen Griechenland durchsetzte, wird es im verbündeten und geschwächten Rußland bei weitem leichter erreichen.

Wie die Dinge heute liegen, kann nur noch Deutschland selbst die Verwirklichung dieser englischen Pläne gewaltsam verhindern. Denn außer den deutschen Ansprüchen auf eine Vorherrschaft in der Ostsee, stellen sich der englischen Politik in dieser Richtung kaum mehr wesentliche Hindernisse in den Weg. Leichtfertig genug hat der neue russische „Außenminister" Miljukow die von der zarischen Politik so zäh verteidigte russische Position an der Ostsee aufgegeben und kürzlich erst in einer bemerkenswerten Erklärung öffentlich zum Ausdruck gebracht, daß Rußland sich endgültig von Narwik abwende und für die nördlichen Meere überhaupt, das heißt für die Murmanküste und die Ostseehäfen, nur noch ein untergeordnetes Interesse bekunden könne; hypnotisiert strebt dieser Fanatiker im Solde Englands nur noch nach Konstantinopel und sieht dort allein den rettenden Ausweg aus der tiefen russischen Sackgasse. Wie dieser russische Engländer aber scheint sich auch der Schwede Branting, der sich bezeichnenderweise in Petersburg aufhielt, als dort die entscheidenden englisch-russischen Verhandlungen in Sachen der Ostseefrage stattfanden, der Gefahr nicht bewußt werden zu wollen, die für Schweden in der vollendeten Tatsache einer englischen Ostseeherrschaft liegen würde. Daß Englands Plänen in der Ostsee aber schließlich keine Durchkreuzung von seiten der amtlichen Politik Schwedens oder gar Dänemarks droht, haben die staunend miterlebenden Zeitgenossen dieses Krieges im Laufe der letzten zwei Jahre zur Genüge erfahren! Von den drei Bewerbern um die Vorherrschaft in der Ostsee hat Rußland nahezu förmlich auf seine Ansprüche verzichtet und es scheidet daher aus. Verkennt auch die deutsche Politik in entscheidender Stunde den Wert des Objektes, so wird die historische Gerechtigkeit freilich gewahrt sein, wenn unser erbittertster Feind, England, das den Wert der Ostsee am deutlichsten erkannt und diesem Ziele am tatkräftigsten zugestrebt hat, die wertvolle Beute an sich reißen wird. Das sei den deutschen „Politikern" zugerufen, die sich über die englische Gefahr im Osten aus Gründen der „Rücksicht" gegen unseren russischen Nachbar noch immer nicht klar werden wollen.

Die trotz der vielen gegenteiligen Erfahrungen und bitteren Kriegslehren noch immer nicht belehrten friedensseligen und friedensgläubigen Optimisten in Deutschland werden überhaupt geneigt sein, allen Hinweisen auf die drohende englische Gefahr im Osten die Beruhigung entgegen zu halten, daß ein noch so milder Friede Deutschland doch immer Spielraum genug lassen würde, durchzusetzen, daß England im Rahmen des Friedensvertrages auf seine Ostseeansprüche verzichtet. In bezug auf den kommenden Frieden ist es in der Tat das Mindestmaß der Hoffnungen, die wir hegen, daß Deutschland in der Lage ist, nötigenfalls die Aufnahme einer diesbezüglichen Verzichtleistung Englands in den Friedensvertrag zu erzwingen. Aber Verträge und Abmachungen dürfen nicht noch einmal an Stelle tatsächlicher Sicherheiten Deutschlands Bestand gewährleisten: mit Strömen deutschen Blutes dürfen wir nicht umsonst die zu spät empfangene Lehre erkauft haben, die in der bereits historisch gewordenen Erfahrung gipfelt, daß auch das souveräne Belgien trotz aller Verträge und Abmachungen bis zum Jahre 1914 nichts anderes war, als eine gut maskierte furchtbare Angriffsposition Englands gegen das Deutsche Reich. Nicht vor eingebildeten Gespenstern, sondern vor der greifbaren Gefahr einer englischen Wiederholung Belgiens an unserer Nordostgrenze müssen wir uns daher entschlossen und dauernd schützen. Rußland hat plötzlich seinen geheiligten Standpunkt aufgegeben, daß es „nicht ohne die Ostseelande leben kann". Es scheint bereit zu sein, zu Englands Gunsten freiwillig auf diese Gebiete zu verzichten. Da diese Länder aber in strategischer, maritimer, wirtschaftlicher und nicht zuletzt in nationaler Hinsicht für Deutschland von größter Bedeutung sind und bleiben, wird der Krieg entscheiden müssen, in wessen dauernden Besitz sie übergehen sollen— in deutschen oder in englischen. Nur völlige Klarheit kann in dieser Frage Deutschlands wesentlichsten Interessen genügen. Werden nicht uns in den in Betracht kommenden Gebieten ausge-

sprochene, nicht mißzudeutende Sicherheiten, so werden selbst für den Fall eines „annehmbaren“ Friedensvertrages die Engländer sich dort häuslich einrichten und auf der russischen Kriegsflotte werden ebenso englische Offiziere mit dem Gesicht gegen Deutschland gewandt, befehlen, wie englische Kaufleute sich in den Ostseehäfen des russischen Handels im wirtschaftlichen Konkurrenzkampf gegen Deutschland als Waffe bedienen werden. Ein einmal ins Auge gefaßtes Ziel gibt die englische Politik, durch „Verträge“ gezwungen, wahrlich nimmer auf.

Gegen die Betonung der deutschen Ansprüche auf die nun von England so tatkräftig begehrten russischen Ostseeprovinzen ist deutsch-nationalen Kreisen gegenüber von deutscher Seite im Verlauf der Kriegszieldebatte übrigens häufig geltend gemacht worden, daß sentimentale Beweggründe in diesem wirklichkeitsreichen Kriege nicht am Platze seien, daß die Weltpolitik Deutschlands sich davor hüten müßte, um eines Volkssplitters, der Handvoll deutscher Balten, willen, Rußland in seinen wichtigsten Daseinsbedingungen zu schädigen, und daß ein deutscher Friede schließlich dafür Sorge zu tragen habe, daß vor allem zwischen Deutschland und Rußland keine unversöhnlichen Gegensätze bestehen bleiben. Das übertriebene Mißtrauen gewisser Kreise hat sich gar dazu verstiegen, die deutschen Balten zu verdächtigen, sie drängten aus engem Eigennutz und in kleinlichem Hasse gegen Rußland in Wort und Schrift zum Schaden Deutschlands zur Annexion der Ostseelande. Diese Vorwürfe sind selbstverständlich so haltlos, daß es sich gar nicht verlohnt, ihnen zu begegnen. Aber ganz abgesehen davon, daß die Behauptung, die Ostseeprovinzen müßten Rußland gelassen werden, wenn man sich nicht für Jahrhunderte in diesem Riesen einen unversöhnlichen Erbfeind züchten wolle, eben durch den unzweideutigen Verzicht Miljukows auf jegliche russische Ostseepolitik hinfällig geworden ist, haben die lehrreichen Erfahrungen dieses Krieges überzeugend genug dargetan, daß man sich durchaus davor hüten muß, jeder ausgesprochen nationalen Politik leichtfertig sentimentale Regungen unterzuschieben. Wer möchte es heute in der Tat noch unternehmen zu behaupten, daß das irredentistische Streben Italiens und Frankreichs Revancheschrei nach Elsaß-Lothringen hinüber ausschließlich die Früchte sentimentaler und chauvinistischer Phantasien sind!? Österreichs italienischer Garten und die deutschen Vogesenländer sind ohne Frage ein realpolitisches Ziel unserer Feinde, wie nationale Politik stets realpolitisch ist. In diesem Sinne ist auch die Frage in bezug auf das Schicksal der baltischen Provinzen Rußlands längst keine baltische Frage mehr, sondern eine nationaldeutsche von ernster realpolitischer Bedeutung. Sie ist das um so mehr, als die deutschen Balten Liv- und Estlands, an einer Befreiung durch ihr deutsches Mutterland verzweifelnd, schließlich bei dem englischen Erbfeind Deutschlands gegen den russischen Gewalthaber werden Hilfe suchen müssen. Daß ihnen eine solche unter dem Schutz der westeuropäischen Kultur der Engländer wirklich eher zuteil werden soll, als unter der ersehnten Herrschaft des Deutschen Reiches, darf nicht geschehen! Daher wollen wir dringend hoffen, daß die drohende englische Gefahr im Osten endlich das baltische Problem entscheidend in den ersten Vordergrund des allgemeinen deutschen Interesses rückt! (Z.)

Bulgarien und die Zukunft.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Das Schicksal der Historiker ist es, die Vergeblichkeit, womit sie das Lehrende der Geschichte ihren Landsleuten zu zeigen suchen, auch stetig um sich her in den Folgewirkungen mit erleben zu müssen. So ist Taine ein hochberühmter Mann geworden, ohne daß seine Untersuchung der Irrtümer und Selbsttäuschungen in der öffentlichen Entwicklung Frankreichs dieser auch fernerhin nur einen Deut genützt hätte. So stehen in der heutigen, für die künftigen Zeiten über das deutsche Volkstum entscheidenden Weltkrisis lückenlos die deutschen bedeutenden Historiker — nicht etwa alle von allzu kleinen Ehrgeizen angekränkelten, wodurch sie schon verhindert würden, sachlich bedeutend zu sein — auf der Seite von Erkenntnissen, wo sie sehr niederdrückende Vergleiche zwischen neueren und älteren Regierern finden müssen. Wohl kann sie eines trösten: daß vom Volk her die Kraft und Vernunft der Wirklichkeiten noch immer am letzten Ende neu empor und zu ihrem Recht gekommen sind. Aber unersetzlich und ein wahrer Jammer ist es, wie viel doch eben aus den vergleichbaren Ursachen, für alle Zeit verloren und zugrunde ging. Das ganze Ostgotentum und überhaupt das ganze große und volkreiche Ostgermanentum wurden vernichtet und vollkommen ausgelöscht infolge ihrer fremdseligen Demutspolitik gegenüber Mächten; die für diese kultureifrigen Germanen nur sinnlose Schmähung, Verachtung, Haß und jeden Trug hatten; die deutschen Grundlegungen des großen Otto I. im Osten verdarb der Enkel, der sie um einen vermeinten, doch nur durch das Gegenteil vergoltenen Dank an die nationale Erweckung der dortigen Völker verschenkte, — und so fort und fort, bis zu Tagen, wo wir ahnungsvoll uns mit dem Gedanken abzufinden haben, daß die Einschnürungen des Deutschtums nach allen Siegen dennoch verewigt werden sollen, wodurch unser Volk dann, gerade wegen seiner darin erstickenden Unverlebtheit, wegen seines fortdauernden Wachsens an Bevölkerung entweder wieder der alte Völkerdünger wird oder in eruptiver Weise zu neuen entsetzens- und wirrenreichen Kämpfen um sein entengtes Dasein wird gezwungen werden.

Seelisch kein Ersatz, weil sie nur geistig ist, ist die Entschädigung, die der Blick auf eine fremde, von aufrichtender Tatkraft, Idee und Staatskunst geleitete volkliche Entwicklung gewährt. In Bulgarien ist kein Burgfriede ausgerufen worden, dafür wurde er das Ergebnis der stetig freudiger sich durchsetzenden Zukunftsempfindung, die das Volk, dessen Ansichten so viel auseinanderstrebten, jetzt aufs innigste zusammenschließt. Nicht im Beginn des nationalen Krieges, wohl aber, indem es zum Frieden geht, konnte das Hauptblatt der Geschowisten verkünden, daß es im Zarentum König Ferdinands „keine Parteien, sondern nur Bulgaren gibt“. Ganz kurze Zeit liegt es zurück, daß das Parlamentsleben und die öffentliche Meinung des Landes sich zu erheblichen Graden in der Herrschaft bedenklichster Politikmacher französisch-italisch-rumänischen Musters befanden, daß die Vereinigung von politischer Gewissenlosigkeit und eigensüchtiger Pfiffigkeit Blüten hervorbrachte, an die nur die Prozesse des vielmächtigen Genadiew und einer Anzahl hochbestochener Abgeordneter erinnern mögen. Heute steht dort, wie ein eherner Fels in das Vertrauen und die Dankbarkeit des Landes eingesenkt, die verantwortungsbewährte, verfassungsmäßige Monarchie. Un-

sägliche Wirren hat die russische Zarenregierung in diesem südslawischen Staate angezettelt oder in herrischer Brutalität hervorgerufen; Bedrohung durch die moskowitischen Gelüste auf Konstantinopel, erneuerte Pläne der Despotie über den ganzen Balkan waren es auch, die das friedensbedürftige Land in diesen Weltkrieg zwangen. In rächender Strafe seiner schuldbeladenen Unehrlichkeit, seines gebrochenen Ehrenworts, seiner innersten Feigheit, wie sie dann so oftmals der Grund von allem ist, liegt das Großzarentum Nikolaus' II. von seinem vielhundertjährigen Thron gestürzt; doch aus den alten Trümmern seiner mittelalterlichen Größe erhebt sich, weil es von Männern getragen wird, in funkelnder Zukunft das Zarentum von Sofia und Tirnowo. Vier Jahre ist's her, daß eine gegnerische Vereinigung, die an politischer Sittlichkeit, wenn auch nicht an Pharisäerei der jetzigen Entente glich, Bulgarien um den Lohn seiner Siege brachte; nach abermals neuen Siegen des für vermeintlich kriegszermürbt gehaltenen Volkes flattern seine Fahnen an der Morawa, an der Tscherna, an der Donaumündung der Dobrudscha, die die geschichtliche Wiege der bulgarischen Geschichte ist. „Kein Stück Gebiet, wo bulgarische Söhne geblutet haben, das uns aus nationalen Berechtigungen zukommt, werden wir wieder herausgeben", sprach im Herbst 1916 der amtliche Mund Radoslawows, eines Politikers, der es nicht für den geringsten Teil der Klugheit hält, daß an Ministerworten nicht zu deuteln sei.

Genadiew und Radoslawow — ein Sinnbild, das über seine Heimat reicht. Der erstere die Verkörperung dessen, was die westeuropäische Advokaten- und Politikerschule aus einem begabten Stipendiaten des jungen Balkanstaats, der den Studenten nach Belgien sandte, entwickeln konnte. Radoslawow, einstmaliger Heidelberger Student, der noch im letzten Jahr sein altes akademisches Heidelberg, das niemand vergißt (auch König Konstantin nicht, auch der Tessiner Motta nicht, der eidgenössische Bundespräsident von 1914) durch eine schöne Stiftung grüßte. Sein ist die Schule deutscher Pflicht und Rechtlichkeit und Kenntnis, erhoben zur Staatskunst an der ausgesäeten großen monarchischen Lehre eines Bismarck. Saat, die in ihrer Heimat auf verwehenden Flugsand geriet, doch im steinigen Jungboden balkanischer Länder heute ihre staatsmännischen Ernten reifen läßt.

Deutschland, das stets an der falschen Stelle so werbungs- und huldigungsbereite, hat allen dringenden Anlaß, es voll zu würdigen, wenn in der am 5. April geschlossenen Sobranje-Tagung von sämtlichen Rednern der Parteigruppen die Unerschütterlichkeit des Bundes mit den Mittelmächten und der Wunsch des festigenden Ausbaus betont wurde. Mit diesen Gedankengängen, die nur die bestrealpolitischen für alle Beteiligten sind, berührt sich ein ideenreich wichtiger großpolitischer Entwurf, der von deutscher Seite kommt. Er ist niedergelegt in einer als Handschrift gedruckten Denkschrift seines Urhebers, des Konstanzer Oberbürgermeisters Dietrich, eines noch jüngeren, aber durch seine frischschöpferische Tatkraft schon weitum zu hoher Anerkanntheit gelangten Mannes. Hier ist kein Illusionist, der mit bläßlichen Abstraktionen und Verzichtopfern die uns verlorene Anerkennung unserer planvollen Vernichter und Feinde zurückzubringen träumt und vor dem Nächsten und Notwendigen den Vogel-Straußkopf der Bedenken in den Streusand steckt. Hier sind nüchterne, einfache, gute und weittragende Gedanken. Wir müssen unsere Schulden verzinsen und abtragen, wir müssen aber auch das deutsche Wirtschaftsleben in seiner gewerblichen Produktivität wieder hochbringen, indem es ohne andauernde Überteuerung der Lebenshaltungen, gerade der der Unterschicht, die Fähigkeit des Wettbewerbs behält; wir müssen die Landwirtschaft lebensfähig halten, ohne daß die Brotesser dies unnötig teuer bezahlen müssen, denn die Landbevölkerung ernährt uns nicht nur, sie ist auch der Jungbrunnen der schaffenden Kräfte und Hände überhaupt, nicht zu wenigst derer in den gewerblichen Betrieben durch ihre Überschüsse im norddeutschen Kätner- (Tagelöhner) Stand und im süddeutschen Schmalbauernstand.

In klar durchdachten Verkettungen entwickelt sich aus der Lösung der reichsfinanziellen Fragen die Dietrichsche Denkschrift zum großwirtschaftlichen und großpolitischen Programm. Der Vermittlerprofit ist auf gewissen Versorgungsgebieten auszuschalten und in Reichseinkünfte zu verwandeln, da, wo die Verwirklichung des großen Volksgedankens der Verstaatlichung keine Schädigungen und alle Vorteile verspricht. Getreidemonopol, Petroleummonopol, rechtzeitige Verstaatlichung der elektrischen Kraftstromversorgung mit ihrer hohen Zukunftsbedeutung. Ein Bau der Monopole, der über Deutschland hinweg Mitteleuropa von der flandrischen Küste bis nach Rumänien und Bulgarien überwölbt und in den Gegenseitigkeiten der Produktionsländer seine Verstrebung erhält. Nach bekannten Sachlagen sind die Ankaufspreise der deutschen, ungarischen, rumänischen, bulgarischen Getreideernten objektiv abzustufen. Herr Dietrich wird hier in den Begründungen des Monopolbundes auch, wenn zwar nicht allein, durch die Tatsächlichkeit geleitet, daß die sonst ins Auge gefaßten Zollbünde den verwickelteren Schwierigkeiten begegnen, in den Interessengegensätzen der genannten nationalen Landwirtschaften, und wiederum der Industrien untereinander. Mit den Mächten der Spekulation und des vielgliedrigen Zwischenhandels hat während der Kriegszeit ja auch Bulgarien Erlebnisse gehabt, die in unverhältnismäßiger Teuerung — trotz reichlich vorhandenen und sogar noch immer ausgeführten Lebensmitteln — zutage traten. — Der letzte und kühnste Gedanke jener Monopolvereinigung nach dem Dietrichschen Plan ist die Zusammenwerfung der Kriegsschulden der beteiligten Länder. Von ihnen wäre selbstverständlich Rumänien, wozu wir ja in der Lage sind, in die geeigneten politischen Beziehungen und „Garantien" hineinzunötigen. Sie würden ihm aber ohne Zweifel das Gesundere in nationaler wie in wirtschaftlicher Hinsicht verheißen, gegenüber allem, was die durch unsere diplomatische Schwäche geförderte Falschrechnung der letzten Regierung über das Land verhing.

Der Plan, den hier nur die allergröbsten Umrisse andeuten, erweitert sich durch Einbeziehung einer großsichtigen Politik der Wasserwege, sowie durch Gedanken, die auf dem Gebiete der Machtherrschaft über die festländische Kohle liegen. Schon aus Gründen der Ausfuhr, die diese Herrschaft in sehr starke politische Handhaben und Sicherungen umsetzt, wird für die Kohle ein Monopol abgelehnt. Aus einer Bemerkung der Denkschrift ergibt sich, daß ihr Urheber im September 1916 dem deutschen Reichsschatzsekretär mündlich die sehr einfache Form der Kohlenfördersteuer in Vorschlag gebracht hat, die inzwischen Gesetz geworden ist. Mit der künftigen Einbeziehung der Kohlengruben in Limburg, Wallonien und Artois rechnet Dietrich nach anscheinend zugesicherten Erwartungen, dazu wird von ihm noch angeregt, durch rechtzeitige Entschlüsse nicht die Einbeziehung der nachbarlichen Kohlenbezirke Oberschlesiens, die auf polnischem Gebiet liegen, zu versäumen.

Das Ganze, Monopole und Kriegsschulden, verwaltet eine Bundesbehörde der beteiligten Staaten, der ein volksgewählter parlamentarischer Aufsichtsrat zur Seite tritt. In der Verfassung dieser großen Einigung werden gewisse Sicherungen staatsvertraglich festgelegt, die übrigen Maßnahmen, die eigentliche Verwaltung und finanztechnische Quotisierung, beweglich gehalten. Man denkt leicht an die ähnlichen Einrichtungen, wie sie mit so glücklichem politischen Erfolg dem jungen deutschen Zollverein vor fast drei Menschenaltern gegeben wurden.

Es liegen in diesen Gedanken und Ausrechnungen für Österreich-Ungarn Vorteile, die sich — worüber man sich ja keinem Zweifel zu überlassen braucht — den Rettungen nähern, aus Valuta- und Papiergeldgefahren. Für Bulgarien bedeuten sie, so wie Dietrich rechnet, ein ständiges Geschenk. Und darin liegen Werte nicht nur für dies Land, sondern überhaupt für den Ausbau der in diesen Jahren gewordenen politisch-wirtschaftlichen Mächteverbündung, Werte, die an sich ein Selbstzweck, ein Mittel, das sonst zu suchen wäre, sein müßten. Das Deutsche Reich, dessen Führer so ständig durch Ideen der Selbstlosigkeit, der Verzichte, der nationalen Wiederbelebung anderer, die uns bisher noch wenig Dank zeigten, ihre Gedanken die Richtung empfangen lassen, würden gewiß nicht übler daran tun, solche Förderung und Großsinnigkeit denen, die unsere verlässigen und klugen Freunde in einer konfliktlosen Weise sind, zuzuwenden. (m.)

Das Deutschtum der Donaumündungsgebiete.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. W. Groos, Karlsruhe.

Welcher Wandel der Dinge, seit ich — 1875 — zum erstenmal in die Länder der unteren Donau gekommen: Ein großserbisches Königreich — Rumänien, durch die Dobrudscha für Beßarabien entschädigt, Uferstaat des Schwarzen Meeres mit einem Großverkehrshafen und gar ein Zartum Bulgarien an Stelle zweier türkischer Provinzen — alle drei Länder frei von jedem Oberherrn — die hinausgedrängte Türkei kräftiger denn zuvor, befreit von dem Ballast des europäischen Besitzes! — Und nun in der kurzen Zeit, daß ich über eine Hauptfrage, auch für uns — „Donauschiffahrt und internationale Donaukommission" geschrieben („Osteuropäische Zukunft", 1. Augustheft 1916) noch eine große Verschiebung der Machtverhältnisse dort unten: die Dobrudscha, das rechtufrige Mündungsgebiet der Donau, von den tapferen bulgarischen Truppen mit unseren Feldgrauen unter deutschem Heerführer, vereint, den durch die Russen verstärkten Rumänen in glänzendem Vorstoß abgerungen und wieder bei dem Lande, zu dem es in türkischer Zeit gehört hatte, dem Willajet i-Tuna, Donaubulgarien. Dazu die größere Hälfte Rumäniens — die Walachei bis auf einen schmalen Streifen mit Galatz — in unserer und der Verbündeten Hand — eine vorher noch nicht in Rechnung zu stellende Besserung der Aussichten auf eine den Belangen des Deutschreiches und des Ostreiches entsprechende Regelung der Schiffahrt und ihrer Rechtsverhältnisse auf einer künftigen Hochstraße des Welthandels. Für diesen wird das Deutschtum eine ganz besondere Rolle zu spielen berufen sein; nicht nur dessen geschlossene 80 Millionen Masse, sondern auch gerade dessen Außenposten in den zwei Uferstaaten der unteren Donau.

Deren Bedeutung nach der Zahl abzumessen, wäre verfehlt, eine Unterschätzung, obwohl diese auch an sich nicht unbeträchtlich ist. Man zählte vor dem Kriege in Rumänien rund 55000 Deutsche, darunter 6—7000 in der Dobrudscha. Sie ergänzen sich in glücklicher Weise: drüben sind es Städtebewohner, hüben Bauern; jene gehören dem Handels-, Kaufmann- und Handwerkerstand, den gebildeten Kreisen der Apotheker, Ärzte, Lehrer usw. an, diese haben beinahe niemand dieser Art, treiben so gut wie ausschließlich Landwirtschaft. Daß von den Deutschen nur ein kleiner Teil deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, verschlägt nichts. Sprache, Sitte und Gesinnung gibt den Ausschlag: sie eint in den Schulen, Kirchen, in zahlreichen Vereinen alle Deutschsprachigen — Deutsche aus dem Reiche mit denen aus Österreich-Ungarn —, welche den Grundstock bilden; auch die verhältnismäßig stark vertretenen Deutsch-Schweizer (wie auch sonst in der Levante und in Übersee). Im eigentlichen Rumänien — der Walachei und der Moldau — sind überhaupt die Anfänge der Sammlung des zerstreuten Deutschtumes von den Siebenbürger Sachsen gemacht worden, für die es vom Mittelalter her eine Art Kolonialland gewesen bis in die neueste Zeit. Darauf im einzelnen einzugehen — sie waren sogar die eigentlichen Städtegründer, wie R. F. Kaindl wissenschaftlich in erschöpfender Weise dargelegt hat — mangelt hier der Raum.

Ganz anders liegen die Verhältnisse auch hierin in der 1878 an Rumänien gefallenen Dobrudscha. Während in Rumänien der früher auch die andern Deutschen umfassende Name „Sachsen" mit der zunehmenden Zahl der letzteren allmählich zurückgetreten, heißen die Dobrudschabauern allgemein nur „Schwaben", obwohl sie aus dem ganzen Süddeutschland stammen und zum Teil auch aus Norddeutschland (Mennoniten), wie eben auch jenseits der jetzigen russischen Grenze in Beßarabien, von wo sie aus den großen deutschen Siedlungsgebieten (mit den Ortsnamen zur Erinnerung an die gemeinsamen Kampftage der damals verbündeten Deutschen und Russen 1813, 1814 und 1815 in Frankreich), von der Mitte des vorigen Jahrhunderts ab und besonders nach der Losreißung dieses Grenzlandes von Rumänien, hierher übersiedelt sind. —

Nicht der geistigen Führer wie das Deutschtum im eigentlichen Rumänien (gebildeten Siebenbürgensachsen beinahe ausschließlich bis in die neuere Zeit) sich erfreuend, haben sie doch, wenn auch rumänische Staatsangehörige geworden, deutsche Sprache, Sitte und Tracht treu gewahrt und waren auch für deutschen Unterricht ihrer Kinder nach ihren bescheidenen Mitteln besorgt, teilweise mit Hilfe von Reichsmitteln, insbesondere aber des „Vereins für das Deutschtum im Ausland". Als Schulen dort zählt dessen „Handbuch des Deutschtums im Auslande" (Berlin bei D. Reimer. 1. Aufl. 1906 S. 467/68) die folgenden auf: In Konstanza und den zu dessen evangelischem Pfarrbezirk gehörigen Ansiedelungen Caprali, Rapadiu, Fachric, Mamuslie, Sarighiel und Horoslaw — in Atmadscha und dessen Umgebung Ciucurova, Tariverde und Cogealac, sowie in Malcoci bei Tultscha. — Besonders aber hält die schlichten Bauern das Band ihrer evangelischen Kirche und zumal der religiösen Gemeinschaften in ihr und neben ihr zusammen, die sie, soweit sie aus Württemberg stammen, schon nach Beßarabien aus der alten Heimat mitgebracht hatten. Wie dieser eng begrenzte, aber vor dem Aufgehen in fremdem Volkstum hindernde Gesichtskreis in dem Roman „Immanuel Müller" von H. Lhotzki, der in Beßarabien spielt, scharf, vielleicht mit zu großer Schärfe, geschildert ist, liegt es genau so auch hier. —

Und nun — rund hundert Jahre, nachdem ihre

Vorfahren dem deutschen Vaterland den Rücken gekehrt, folgt es ihnen durch einen siegreichen Heeresteil in ihre Weltabgeschiedenheit zwischen dem Donauknie und dem Schwarzen Meer und in ihre geistige Weltfremdheit, hat ihnen so wohl auch engere Landseute, darunter „Stundenmänner“, zugeführt. —

Was wird für sie die Folge dieses Krieges und des Wechsels der Herrschaft sein? Wenn die Russen vor unserem und der verbündeten Bulgaren Ansturm noch Zeit hatten, haben sie wie sonst die Bevölkerung, wenigstens die männliche im wehrfähigen Alter, verschleppt, und dann lagen auch die Dörfer der deutschen Bauern zum Teil im Kreuzfeuer der Geschütze. Daß ihre Bewohner nicht etwa von den unserer Sprache unkundigen Bulgaren feindlich behandelt würden, hat unser „Verein für das Deutschtum im Ausland“ durch Benachrichtigung der Heeresleitung Mackensen mit Namensnennung der deutschen Gemeinden rechtzeitig vorgesorgt. —

Was wird nun aus unsern Landsleuten in der Dobrudscha, wie wir hoffen nicht bloß ihren Resten, nach dem Kriege werden? Die Verschleppten, soweit sie noch am Leben, werden ja wieder losgegeben werden müssen und heimkehren und die Sachschäden sind von den Russen zu vergüten. Und weiter: die Dobrudscha ist nicht mehr ganz, wie in ältern geographischen Werken zu lesen, „eine wüste Hochebene, zweihundert Quadratmeilen — wasserarme, mit dünnem Gras bewachsene Ebene, zum Teil Ackerland, zum Teil Sumpf, meist aber Steppe ohne jeden Baum oder Strauch; aus einem feinen, dünnen Sand bestehend, in welchem jedes Wasser versiegt . . . Die ganze Landstrecke ist ungesund und ansonst schwach bevölkert.“ (Klöden, „Handbuch der Länder- und Staatskunde“, 1877.)

Der Fleiß der „Schwaben“ hat weite Landstriche den Sümpfen abgerungen und in der Steppe urbar gemacht; und es müßten keine Schwaben sein, wenn sie nicht auch Bäume, Obstbäume, an geschützten Stellen gepflanzt hätten. — Sie werden deshalb die Arbeit eines halben Jahrhunderts nicht so leicht hinter sich lassen, auch nicht bei voller Entschädigung für ihren Landbesitz. Und es wäre ein unersetzlicher Schaden, hier wie drüben in Rumänien, besonders den Donaustädten, wenn die Deutschen verschwänden wie einst germanische Vorfahren: die germanischen Bastarnen, aus Ostdeutschland längs dem äußeren Karpathenrande in die Gebiete nördlich der Donau ausgewandert, zu Cäsars und Augustus’ Zeit, hatten zwar nach des Crassus Sieg (römisches Siegesdenkmal von Adam Klissi bei Rasowa, „das sicher älteste Denkmal, das uns echte Germanen . . . vorführt“ nach Kosinna) aus der Dobrudscha wieder auf das nördliche Donauufer sich zurückziehen müssen; sie sind aber nicht die letzten Germanen in der Dobrudscha gewesen. Goten sind ihnen gefolgt und sind geblieben — Westgoten, die unter ihrem Richter Fridigern über die Donau gekommen waren und sich nicht dem Zuge des Hauptvolkes nach Westen unter Held Alarich anschlossen, ruhig sitzen blieben, besonders um Nikopolis an der Donau, aber auch in der Dobrudscha, wo sie noch im neunten Jahrhundert in Tomi bei Konstanza von einem Reichenauer Mönch bezeugt wurden („Osteuropäische Zukunft“ 1916, Heft 5, „Germanisches im Bulgarentum“).

Unter der einstigen türkischen Herrschaft von oben in ihrem Volkstum nicht gefährdet, hatten die Dobrudschadeutschen, Rumänien zugefallen, mit steigendem Druck der Staatssprache auf dieses zu rechnen, geschützt freilich durch ihre schwäbische Bauernzähigkeit und ihr treues Festhalten an der (evangelischen) Glaubensform ihrer Väter. — Nun wird ja wohl Bulgarien im Besitze der Dobrudscha Rumänien ablösen, das solche Strafe für seinen Treubruch verdient, damit aber seinen einzigen guten Hafen am Schwarzen Meer verlöre, während Bulgarien sein Warna hat. Das Volkstum kommt ja bei Lösung dieser Frage kaum in Betracht, bei der bunten Mischung der Bevölkerung, in der auch die Bulgaren nicht die Mehrzahl haben. Bulgarien kann seinerseits geltend machen, daß die Dobrudscha in türkischer Zeit zum Wilajet i-Tuna gehörte und, auf der bulgarischen Seite der Donau gelegen, ihm nach dem Grundsatze der natürlichen Grenzen zukomme, und daß sie weiter ihm auch wirtschaftlich nötig sei, um als Hauptstaat an der untern Donau auch von der schiffbaren Mündung nicht fern gehalten zu bleiben. — Dafür wird uns Bulgarien Schonung des deutschen Volkstums zusichern. Und dann kann dieses deutsche Siedelungsgebiet trotz Donau- und Staatsgrenze eine Art Hinterland für die Hafenstädte Tultscha, Galatz, Braila, für unsere deutschen Belange an der Schiffahrt auf der untern Donau und in die Länder um das Schwarze Meer noch von ganz besonderer Bedeutung werden. — Das rege Deutschtum in Rumänien überhaupt, insbesondere in der Walachei, wird, völkisch besser gesichert als bisher, in dem trotz Rückständigkeit eifrig zu romanisieren bestrebt gewesenen Staate, der nun mit Österreich-Ungarn in engere staatsrechtliche Verbindung zu bringen ist und dann gewiß durch Zuwanderung sehr verstärkt werden wird, bei dieser großen Aufgabe in erster Reihe sich betätigen. — (Z.)

Mitteilungen.

Baltische Kämpfe und Nöten. Während die keineswegs ausschlaggebenden, aber doch überaus rührigen sogenannten „Antiannexionisten“ in Deutschland in augenscheinlicher Verkennung der wahren Lage der Dinge und mit offensichtlicher Hintansetzung national-deutscher Interessen für den ominösen „Frieden ohne Annexionen“ eintreten, haben sich Bürger, Geistlichkeit und Adel Kurlands zusammengeschlossen und dem Chef der deutschen Verwaltung in Kurland, Herrn Rittmeister Landrat von Goßler, die folgende bedeutsame Entschließung überreicht: „Die kurländische Ritter- und Landschaft ist sich eben dessen voll bewußt, daß es auch diesmal ihre oberste Pflicht ist, für ihr Deutschtum die schwersten Opfer zu bringen, um ihre nationale und politische Aufgabe zu erfüllen. Weit weist sie es von sich, als ob durch wirtschaftliche Nöte und Sorgen ihr deutsches Empfinden eine Einbuße erleiden und ihr politischer Blick getrübt werden könnte. Die kurländische Ritter- und Landschaft ist eine deutsche und erkennt es klar, daß ihr nur von Deutschland das Heil kommen kann, daß nur durch den Sieg Deutschlands und durch Angliederung Kurlands an das Deutsche Reich sie ihr höchstes Gut, ihr Deutschtum, erhalten kann. Sie spricht hiermit ihre volle und freudige Bereitwilligkeit aus, dieselben Opfer zu bringen, dieselben Entbehrungen zu tragen wie die Bevölkerung des Reiches, in der festen Zuversicht, daß Kurland nach dem Frieden an das Deutsche Reich angegliedert wird.“ Weder die Bereitwilligkeit der Kurländer, alle Kriegslasten geduldig um der deutschen Sache willen zu tragen, noch schließlich dieses kurländische offene Bekenntnis zu Deutschland in einer Zeit, da die deutschen Annexionsgegner sich regen und Rußlands Friedensbereitschaft davon abhängt, ob Deutschland auf jegliche Annexionen verzichtet, ist an dieser Entschließung in erster Linie bedeutsam; mögen die Kriegslasten im besetzten Gebiet auch schwerer sein, als im Reiche — die Kurländer tragen sie selbstverständlich gern, und ihr Bekenntnis zum Deutschtum ist eine nüchterne Selbstverständlichkeit! Wesentlich an dieser Entschließung ist die Tatsache, daß eine ähnliche Resolution den Vertretern des Deutschen Reiches noch nirgends im Laufe fast dreier schwerer Kriegsjahre im besetzten Gebiet mitgeteilt worden ist. In haßerfüllter Zeit, da sich eine ganze Welt in Feindschaft gegen Deutschland einte und nur zu viele Auslanddeutsche sich die „politische Vorsicht“ zum Prinzip gemacht haben, erklärt ein Häuflein bedrohter Deutscher seine Solidarität mit dem Deutschen Reich! . . . Die Antwort auf die Frage, was aus den deutschen Kurländern

werden würde, wenn sie nach dieser einstimmig gefaßten Entschließung ihre Heimat doch an Rußland zurückgegeben sehen müßten, erübrigt sich selbst für den Fall, daß ein deutscher Friede papierne „Garantien“ für die persönliche Sicherheit der deutschen Kurländer erzwingt, resp. erzwingen sollte! —

Im Deutschen Reichstag ist kürzlich darüber Klage geführt worden, daß die Verwaltung des besetzten belgischen Gebietes eine wenig glückliche Politik macht: in national-deutschen Kreisen hat die Bevorzugung des gallischen Wallonen vor dem germanischen Flamen befremdet. Auch in bezug auf das Vorgehen der deutschen Verwaltung in Polen hat der Reichstag in einzelnen Fragen eine negative Kritik geübt. Schmerzliche Erfahrungen der Vergangenheit und nun die Lehren der jüngsten siegreichen Gegenwart haben uns in der Tat davon überzeugt, daß es dem Deutschen nicht leicht fällt, in der Fremde und fremden Verhältnissen gegenüber immer zweckmäßig und im deutschen Interesse zu handeln. In diesem Sinne muß leider erwähnt werden, daß auch die deutsche Verwaltung Kurlands, die wohl unter allen deutschen Verwaltungen besetzter Gebiete die segensreichste deutsche Kulturträgerarbeit unter der anerkennenswerten Leitung ihres Chefs, des Reichstagsabgeordneten v. Goßler, leisten durfte, in ihrem jeweiligen Verhalten zu der deutschen und lettischen Bevölkerung Kurlands nicht immer allein ausschlaggebend sein konnte und daß ihrer Aufmerksamkeit daher manches Unerfreuliche entgehen mußte. Die Aufgabe des Schreibers dieser Zeilen wird es sein, dieses Thema demnächst eingehender zu behandeln. Im Rahmen dieser kurzen Notizen sei daher nur einer Tatsache kritisch Erwähnung getan, die neulich von einem Herrn mißbilligend mitgeteilt wurde, der den feldgrauen Offiziersrock längere Zeit in Kurland trug und seine Mitteilung einer größeren öffentlichen Versammlung machte. Es handelt sich eigentlich um eine Kleinigkeit, aber doch um eine Kleinigkeit von prinzipieller Bedeutung. Straßen- und Wegebezeichnungen wurden in Kurland zur russischen Zeit in den Städten — in russischer, deutscher und gelegentlich lettischer Sprache, auf dem Lande — in russischer Sprache auf die Tafeln geschrieben. Als nach der Besetzung Kurlands durch das deutsche Volksheer im Mai 1915 die russische landfremde Sprache ausgeschaltet wurde, faßte man die Bezeichnungen in den Städten selbstverständlich in deutscher Sprache ab und deutsches Entgegenkommen ließ auch die lettische Sprache in der Annahme zu, daß nicht alle Letten des Deutschen mächtig sind. Anders wird die neue Ordnung leider auf dem flachen Lande in Kurland gehandhabt. Wege und Straßen, die nicht nur von den deutschen Kurländern, sondern von feldgrauen — meist noch landfremden — Truppenkörpern, einzelnen Militärs, Verwaltungsbeamten und gar Kurieren passiert werden, sind in dem seit 700 Jahren deutschen, zurzeit von siegreichen deutschen Truppen besetzten Kurland — lettisch, und zwar ausschließlich lettisch, bezeichnet. Man wird sich nicht dem Vorwurf der Engherzigkeit aussetzen, wenn man diese Tatsache schließlich doch als unerfreulich bezeichnet . . .

Es ist schon oben die Rede davon gewesen, daß gewisse deutsche Kreise für einen Frieden ohne Annexionen, mit anderen Worten, für den Wilsonschen Frieden ohne Sieger und Besiegte, eintreten. Da ist es denn interessant festzustellen, wie jene russischen Kreise über deutsche „Annexionen“ denken, die in bezug auf Rußland ihrer politischen Anschauung nach etwa unseren wütenden Annexionsgegnern entsprechen dürften. Nach den übereinstimmenden Berichten des Berliner Tageblattes aus Stockholm und den Originalberichten russischer Blätter haben sich diese russischen Kreise — wenn auch sophistisch ihren Landsleuten gegenüber — dahin ausgesprochen, daß eine deutsche Annexion Kurlands und Litauens schließlich keine Annexion bedeuten würde: ganz abgesehen nämlich davon, daß siegreiche deutsche Truppen diese Gebiete seit mehr als zwei Jahren besetzt halten und die in Betracht kommende Bevölkerung sich an die neuen Machthaber gewöhnt hat, seien nach russisch-toleranter Auffassung Litauen und Kurland keineswegs natürliche oder gar unabtrennbare Gebiete des russischen Reiches! . . . Kommentarlos sei hierzu bemerkt, daß der „starke Mann“ Kurlands, Lenin, den selbst seine erbitterte Feindin, die offiziöse Miljukowsche „Retsch“, den bedeutendsten Führer der russischen Sozialdemokratie nennt, diese Anschauung in Übereinstimmung mit seinem mächtigen Anhang vertritt. —

Riga, das im Jahre 1201 von den deutschen Auswanderern als älteste deutsche Kolonialstadt gegründet wurde und bis vor kurzem, d. h. über 700 Jahre lang, unter der Verwaltung baltischer Deutscher die kerndeutsche Metropole des russischen Ostseegebietes geblieben ist, hat in den Märztagen dieses Jahres, gleich nach der großen russischen Umwälzung, eine lettische Verwaltung erhalten und ist mit seinen 700 000 Einwohnern damit keine deutsche Stadt mehr. Fast im Weichbilde dieser für das Deutschtum gegenwärtig verlorenen Stadt verläuft ein Teil der gewaltigen Front dieses großen deutschen Krieges, die man die Front Riga—Konstanza—Konstantinopel—Triest—Belfort—Lille genannt hat. Über diese Front hinaus muß der Deutsche — besonders nach Osten hin — Sieger bleiben! . . .

In Ergänzung des Leitartikels in der ersten Mai-Nummer der „Osteuropäischen Zukunft“, der in seinem ersten Teil von den Esten und ihrer Autonomie handelte, sei der Tatsache hier Erwähnung getan, daß dieser den Finnen so nahe verwandte zähe Volksstamm folgerichtig auf dem Wege einer mutigen Beweisführung seines Selbstbestimmungsrechtes fortschreitet: zurückgreifend auf die im russischen Heer ausgebildeten estnischen Offiziere und Mannschaften, haben die Esten bereits ihre eigene Volksarmee aufgestellt. 10 000 estnische Soldaten und Offiziere sind zu Beginn dieses Monats durch die Straßen Petersburgs marschiert und haben in diesen wirren Zeiten selbst auf die wütendsten russischen Gegner einer estnischen Autonomie den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Zudem berichteten die russischen Blätter neuerdings, Lenin und sein Anhang hätten estnische Regimenter an der russisch-schwedischen Grenze konzentriert, um den dort stationierten Truppen der provisorischen Regierung ein Gegengewicht zu bieten. Es ist in der „Osteuropäischen Zukunft“ schon zum Ausdruck gebracht worden, daß heute mehr denn je die Fremdvölkerfrage die Achillesferse des russischen Kolosses ist. Da ist es denn sehr interessant festzustellen, daß das estnische Fremdvolk im Dienste des bedingungslosen Pazifisten Lenin gegen die imperialistische Regierung der Miljukows und Gutschkows Front macht.

Die bürgerliche englandfreundliche Presse Rußlands, die voller Entrüstung zusehen mußte, daß der russische Sozialist und Friedenspropagandist Lenin über Deutschland in seine Heimat zurückkehren durfte, weil das „freie“ England diesem unangenehmen Manne kein englisches Schiff zur Verfügung gestellt hatte, triumphiert nunmehr darüber, daß ein deutsches U-Boot in der Nordsee einen Dampfer versenkt hat, auf dem sich russische Sozialisten auf der Heimreise aus England befanden. Die gemäßigten russischen Blätter ziehen aus dieser Tatsache den willkürlichen Schluß, Deutschland habe Lenin nur in seinem eigensten Interesse als Friedensagenten die Durchreise nach Rußland gestattet, schädige aber im übrigen die Sache der russischen Revolution, wo immer sich Gelegenheit dazu biete, wie das erst jüngst die Torpedierung des russischen Emigrantenschiffes bewiesen habe. Einem U-Bootangriff in der Nordsee ist in der Tat der lettische Revolutionär J. Janson zum Opfer gefallen, und die laute Entrüstung der russischen Presse in Anlaß dieser Katastrophe ist wohl darauf zurückzuführen, daß die Letten und Russen in Janson einen der hervorragendsten Gegner des friedensfreundlichen Lenin und einen der deutschfeindlichsten Anhänger der Kriegsidee zu beweinen haben. J. Janson, der einer der tatkräftigsten Führer schon der lettischen Revolution vom Jahre 1905 war, floh damals nach dem Siege der Reaktion in die Schweiz und hat dort bis zum Ausbruch des Krieges unter seinen lettischen Landsleuten und den russischen Emigranten eine hervorragende Rolle als Redakteur des lettischen Revolutionsorganes „Zilma“ (Der Kampf) gespielt. Der Berner „Bund“, dem Janson nahe gestanden hat, widmet ihm in augenscheinlicher Unkenntnis über die ausgesprochen deutschfeindliche Gesinnung dieses Mannes einen warmen und herzlichen Nekrolog, dem nur einige biographische Notizen entnommen seien: im Jahre 1871 geboren, studierte Janson die Rechtswissenschaften und schwang sich nach vollendetem Studium nur zu bald zum marxistischen Führer des jungen lettischen Sozialismus auf. 1897 trat Janson in die Redaktion der radikalen Rigaer „Deenas Lapa“ (Tageblatt) ein; im Revolutionsjahre 1905 übernahm er dann die Leitung dieses Blattes, mußte aber ins Ausland fliehen, als die Sache der Revolution verloren war. Janson ist der geistige Vater jener deutschfeindlichen Jungletten, die ihr Volk zu einem unversöhnlichen Deutschenhaß erzogen haben. Für das kleine lettische Volk, das durch den Krieg ohnehin in zwei Teile, einen deutsch-kurländischen und einen russisch-livländischen, zerrissen worden ist und das nun führer- und ziellos auf den Wogen der Revolution treibt, bedeutet Jansons Tod einen ganz unersetzlichen Verlust. Seit Ausbruch des Krieges hat Janson übrigens in Brüssel und nach der Besetzung dieser Stadt durch die deutschen Truppen in London gelebt, materiell von englischen und russischen Sozialisten unterstützt, und damit beschäftigt, eine grundlegende „Geschichte des Lettenvolkes“ zu schreiben. Diese Arbeit ist unvollendet geblieben; seine 2000 Bände umfassende wertvolle Bibliothek hat Janson seinerzeit in Brüssel zurücklassen müssen. H. Dohrmann.

Gegen lettische Verleumdungen. In Heft 7 der „Osteurop. Zukunft“ Seite 112 wurde über eine lettische Korrespondenz und über lettische Sendlinge berichtet, die in der Schweiz bemüht waren, nach englischen Anweisungen die deutsche Kriegsführung zu verleumden und die Letten gegen eine angebliche drohende Germanisierung unter Entstellung der Tatsachen aufzureizen. Dagegen hat ein Lette in der „Zürcher Post“ vom 20. April Einspruch erhoben und die Stellung der Letten zu den Deutschen und Russen unbefangen dargelegt. Er findet die vorläufige Zurückhaltung der Letten in dem besetzten Gebiet gegenüber den Deutschen erklärlich, weil die Letten noch mit der Möglichkeit einer Rückkehr der Russen rechnen und ihre Rache fürchten, wenn sie sich zu den Deutschen freundlich stellen. Kann sich der Lette einmal ohne Furcht äußern, so wird er wissen — sagt der Lette in der „Zürcher Post“ — wohin ihn sein Interesse weist. Er baut Getreide, braucht den aufnahmefähigen deutschen Markt und findet durch die neuen Eisenbahnverbindungen mit Memel, die von den Russen künstlich verhindert, von den Deut-

schen aber hergestellt wurden, die besten Absatzmöglichkeiten der Letten. Der Lette ist evangelisch und sucht den natürlichen Anschluß an die deutschen Glaubensgenossen gegenüber der russischen Orthodoxie. Er gehört, auch wenn er kein Deutscher ist, dem europäischen Kulturkreis an. Was bedeutet denn das Gespenst der „Eindeutschung“, mit dem man die Letten schrecken will? Daß ein Volk von rund zwei Millionen Köpfen keinen selbständigen Staat bilden kann, leuchtet ein. Wo ist das lettische Volkstum sicherer aufgehoben? fragt der Lette der „Zürcher Post“. Bei den Russen, die noch kürzlich den lettischen Vereinen in Riga den Gebrauch der lettischen Sprache verboten, die ihr wiederholtes Versprechen auf Einführung der Autonomie nie einlösten, die noch jedes Volkstum, das ihnen ausgeliefert wurde, systematisch unterdrückten, wofür die Nationalitätenkonferenz in Lausanne so erdrückende Beweise lieferte, die 760 000 Letten vor Einrücken der Deutschen zwangsweise ins Elend führten, worüber kürzlich die lettische Zeitung „Yaunais Wahrde“ ergreifende Einzelheiten veröffentlichte, die die lettischen Legionen — trotz des hochklingenden Namens nicht etwa lettische Freiwillige, sondern zwangsweise eingezogene Soldaten — systematisch an die gefährdetsten Stellen setzen, um die Russen zu schonen und gleichzeitig ein unerwünschtes Volkstum zu dezimieren? Oder bei den Deutschen, die bereit sind, den Letten ihre Schulen und ihre Sprache zu lassen? Wodurch haben es die Deutschen um die Letten verdient, einer systematischen Unterdrückung bezichtigt zu werden? Waren es die Russen, die den Letten die Bibel und das Gesangbuch in ihre Sprache übersetzt haben? Nein, es waren die deutschen Pastoren, und der Gebrauch der gotischen Schriftzeichen beweist noch heute, wem die Letten die Erhebung ihrer Sprache zu einer Schriftsprache verdanken.

Daß die bisherige deutsche Oberschicht sich abschloß, mag manchen Letten gekränkt haben; aber er soll bedenken, daß diese Schicht, des natürlichen Rückhalts am Mutterlande beraubt, sich abschließen mußte, um nicht von den übermächtigen Völkern, innerhalb deren sie lebte, aufgesogen zu werden. Ist erst einmal die Verbindung mit Deutschland wieder hergestellt, wird dieser Zwang zur Abschließung fortfallen und damit ein besseres Verständnis der beiden Rassen erzielt werden.

Der praktische lettische Bauer weiß schon heute sehr wohl, daß er im Anschluß an Deutschland wirtschaftlich und kulturell nur gewinnen kann. Aber auch die lettische Sozialdemokratie beginnt sich zu besinnen. Wir erinnern bloß an die aus sozialdemokratischer lettischer Feder stammende Broschüre „Junker, Arbeiter, Bauer in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland“ (Genossenschaftsdruckerei in Freiburg i. Br.). Dem Verfasser wird auch sein Gegner nicht Liebe zu den baltischen Deutschen nachsagen, denn sein Buch ist gespickt von schärfsten und gehässigsten Angriffen gegen die baltischen Deutschen. Und trotz alledem kommt es zu der Ansicht, daß die Masse des lettischen Volkes eine Angliederung an Deutschland mit größter Freude begrüßen würde, da die wirtschaftlich Schwachen aller Volksstämme des Baltikums dadurch nur gewinnen werden. „Die Versicherung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, daß die Balten und Letten der russischen Gewaltherrschaft nicht wieder ausgeliefert werden sollen, kann jeden wahren und ehrlich denkenden Letten in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft seines Volkes nur bestärken“ — so schließt der lettische Sozialdemokrat.

Paul Dehn.

Von den deutschen Kolonisten in Rußland. Nach einer Mitteilung der „Russkija Wjedomosti“ baten die angeblich in der Organisation begriffenen Verbände der südlichen Deutschen um die Erlaubnis, in deutscher Sprache Aufrufe an die Kolonisten über die Felderbestellung verbreiten zu dürfen. Ein Verbandstag der Kolonisten soll zur Aufstellung eines innerpolitischen Programms einberufen werden. Nach derselben Quelle hätten auch die Führer der Kolonisten eine starke Schwenkung nach links vollzogen und machten Stimmung für eine demokratische Republik. Eine Versammlung des „Vereins der russischen Deutschen“ in Odessa verlangte nach der „Nowoje Wremja“ vom 20. April die Rückgabe des den Deutschen abgenommenen Landes und ihre Wiedereinsetzung in alle ihre Rechte noch vor Einberufung der neuen Volksvertretung. In dieser Versammlung bekundete ein Vertreter der Petersburger Regierung ein zweideutiges Wohlwollen für die deutschen Ansiedler und versicherte, froh in der Mitte von zuverlässigen Bürgern zu sein, über die weder er noch sein Kollege Miliukow jemals einer anderen Meinung waren (?). „Ich habe niemals die russischen Deutschen mit dem deutschen Volk verwechselt, und nicht mit dem deutschen Volke kämpfen wir, sondern mit dem deutschen Militarismus und Imperialismus“. Um Mißdeutungen zu vermeiden, beschloß die Versammlung nach Angabe der „Nowoje Wremja“, bis zum Ende des Krieges alle Verhandlungen in russischer Sprache zu führen, obwohl das Deutsche als vollberechtigt von der Regierung anerkannt ist. Unbefangene Berichte über die Haltung der deutschen Ansiedler in Südrußland sind noch ausständig.

Paul Dehn.

Die Mohammedaner in Rußland. Ein Konstantinopler Blatt machte Mitte April auf die starke mohammedanische Bevölkerung im südlichen Rußland aufmerksam und verlangte im Hinblick auf ihre hochentwickelte Kultur auch für sie die Anwendung des Nationalitätsgrundsatzes. Wie das Blatt hervorhebt, hätten die gebildeten Mohammedaner in Rußland schon 1905 an den Ereignissen teilgenommen, ihre nationalen Rechte gewahrt und würden auch der gegenwärtigen Bewegung nicht fern bleiben.

Aus dem demokratischen Bulgarien. Einen knappen, aber anschaulichen Umriß der politischen Zustände und Einrichtungen des heutigen Bulgariens gab Mitte April der neue bulgarische Gesandte Pasaroff in Bern einem Mitarbeiter des „Berner Tagblattes“: „Wir sind ein durch und durch demokratisches Volk. Wir haben das direkte, geheime und gleiche Proportionalwahlrecht, wie es von Frankreich von den fortgeschrittensten Elementen angestrebt wurde. Wir haben die volle Ministerverantwortlichkeit vor dem Parlament, die viel weiter geht als die der anderen demokratischen Staaten; ich erinnere nur daran, daß bei uns bereits zweimal Minister zu Gefängnisstrafen verurteilt worden sind. Niemals hätte der König es gewagt, sich über die Geschäftsordnung des Parlaments hinwegzusetzen, wie es der Präsident Wilson vor einigen Wochen getan hat. Bei uns gibt es keinen Adel und keine Lordkammer wie in England. Der König kann keine reich gewordenen Industrieritter zu Lords ernennen; es gibt keine übergroßen Reichtümer, wie es auch keine Armut gibt.“

Paul Dehn.

Wiederaufrichtung des ukrainischen Staates. Nachdem die vorläufige Regierung in Petersburg allen Völkern das Recht beigelegt hat, sich nach eignen Grundsätzen selbst zu regieren, haben die ukrainischen Führer nach Meldungen Wiener Blätter aus Kiew einen Ausschuß gewählt und ihn als vorläufige Regierung der Ukraine bestellt. In dem ukrainischen Nationalkonvent, in dem 33 politische Organisationen aus der Ukraine vertreten sind, wurde ein Entwurf des politischen Regierungssystems der selbständigen Ukraine ausgearbeitet. Anfang Mai sollte eine konstituierende Versammlung in Kiew die Ukraine zu einer freien Republik erklären.

In der Ukraine bestehen zahlreiche Organisationen, annähernd 10 000 Vereinigungen, ferner Verbindungen, in den Semstwos unter den Beamten, Studenten usw. Noch im Jahre 1913 verlangten 2700 Lehrer die Einführung der ukrainischen Muttersprache in den Volksschulen. So findet die ukrainische Bewegung zahlreiche und feste Stützpunkte in Stadt und Land und rückt allmählich ihrem Ziel näher.

Inzwischen hat die Petersburger Regierung mit dem ukrainischen Nationalkonvent zu verhandeln versucht, um die Loslösung der Ukraine vom russischen Reiche zu verhüten. Indessen konnte sie den ukrainischen Führern die Erfüllung ihrer Forderungen erst nach Zusammentritt der konstituierenden Versammlung in Aussicht stellen. Da bis zur Einberufung dieser Versammlung noch Monate vergehen werden und die Petersburger Regierung nur Versprechungen machen kann, ohne für ihre Erfüllung zu bürgen, so blieben die Verhandlungen mit den Ukrainern ergebnislos.

In den Kreisen der Petersburger Regierung bestehen noch immer Eroberungsabsichten. Wiederholt verlangte der Minister des Auswärtigen, Miliukow, die Aufteilung Österreich-Ungarns und die „Russkija Wjedomosti“ durch einen angeblichen Ukrainer gar die Angliederung Galiziens an Rußland! Gegenüber solchen Forderungen müssen die Ukrainer auf ihre Freiheit bestehen und die Mittelmächte an dem Kriegsziel festhalten, das der schwedische Abgeordnete Rudolph Kjellen aufgestellt hat: Die Fremdstämmigen von Rußland loszulösen und ihr Gebiet zu einer Schutzwehr Europas auszugestalten.

Paul Dehn.

Die Ukrainer und die letzte Kundgebung des polnischen Staatsrates. Von dem Sekretariat der ukrainischen parlamentarischen Vertretung wird uns folgendes mitgeteilt:

Die ukrainische parlamentarische Kommission der „Ukrainischen parlamentarischen Vertretung“, an der unter dem Vorsitz des Obmannes Vicopras Romanczuk, die Reichsratsabgeordneten Dr. Petruszewycz, Dr. Leo Baczynskyj, Dr. Lahodynskyj, Dr. Trylowskyj, Dr. Eugen Lewickyj, Dr. Cehelskyj und Ritter von Singelowycz teilnahmen, hat beschlossen, folgendes zu verlautbaren:

In der Erklärung vom 16. April ds. Js. hat sich der polnische Staatsrat auch über die ethnographisch zwischen Polen und Rußland liegenden Länder, demgemäß auch über ukrainische Gebiete geäußert, indem er als eine Bedingung der freundnachbarlichen Beziehungen Polens dem russischen Staate gegenüber und der Beilegung des alten Streites zwischen Polen und Rußland die Entscheidung über die künftige Staatszugehörigkeit dieser angeblich „in alte Schicksalsbeziehung zu Polen stehenden“ Gebiete im Sinne der staatlichen Interessen des unabhängigen Polens stellt. Diese Äußerung kann nur als ein Vorschlag einer neuen Teilung der ukrainischen Gebiete zwischen Polen und Rußland aufgefaßt werden.

Die ukrainische parlamentarische Vertretung verwahrt sich auf das entschiedenste gegen jedwede Annexionspläne Polens bezüglich des ukrainischen Bodens, wie auch gegen die Anmaßung desselben über das Schicksal und die Staatsangehörig-

keit ukrainischer Gebiete mit jedwedem anderen Staatsgebilde zu feilschen.

Nur das ukrainische Volk, welches sein Recht auf die volle staatliche Selbständigkeit der Ukraine nie aufgegeben hat, ist berechtigt, über das zukünftige Schicksal dieser ukrainischen Gebiete zu entscheiden.

Die „Ukrainische parlamentarische Vertretung“ muß auch ihrer besonderen Verwunderung Ausdruck geben, daß das höchste Organ des von den Zentralmächten jüngst proklamierten polnischen Staates schon seine Hand nach fremdem Gute und nach der Freiheit anderer Nationen, Ukrainer, Weiß-Ruthenen und Litauer, auszustrecken für angezeigt hält, bevor noch die inneren Verhältnisse Polens genügend gesichert sind. Die in Rede stehende Äußerung des polnischen Staatsrates muß als eine höchst unpolitische Herausforderung der Ukrainer aufgefaßt werden, umsomehr im Moment, wo die innere Umwälzung in Rußland die jetzige nationalpolitische Bewegung in der Russisch-Ukraine und die bereits von der russischen Regierung gemachten Konzessionen (ukrainisches Schulwesen u. dgl.) den Ukrainern neue Aussichten eröffnen. Der polnische Staatsrat sollte sich um so mehr einer so unzeitgemäßen Äußerung enthalten, da die ukrainische Bevölkerung des sogenannten Cholmlandes, die jetzt dem polnischen Staatsrate als polnische Angehörige unterstellt ist, der unbeschränkten Polonisierung preisgegeben wird, indem sie keine einzige ukrainische Volksschule besitzt und indem ihr sogar die Möglichkeit entzogen wurde, ukrainische Kirchenpredigt und die ukrainische Kinderkatechisation zu genießen.

Für das Sekretariat der Ukrainischen parlamentarischen Vertretung:

Dr. Roman Perfezkyj. (Z.)

Es wird hierdurch besonders auf die Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums betr. die Zwischenscheine für die 5 prozent. Schuldverschreibungen und $4^1/_2$ prozent. Schatzanweisungen der fünften Kriegsanleihe im Anzeigenteil hingewiesen.

Vereinsnachrichten.

Berlin. An dem 44. Empfangsabend der osteuropäischen und morgenländischen Vereine im Bankettsaal des Weinhauses „Rheingold“ hatte der Donau- und Balkanländerverein „Dubvid“, München, die Führung. Herr Dr. Falk Schupp als Vorsitzender dieses Vereines eröffnete die Versammlung mit einer warmen Begrüßungsansprache, in der er bemerkte, daß an diesem Abend die wissenschaftlichen Vorträge mehr zurücktreten sollen und, umrankt von künstlerischen Genüssen, der persönliche Meinungsaustausch mit unseren osteuropäischen und morgenländischen Gästen gepflegt werden soll. Es hatten sich verschiedene Damen der Gesellschaft in liebenswürdiger Weise in den Dienst der der Befestigung bundesfreundlichen Verkehrs dienenden Empfangsabende gestellt, um durch Gesang und deklamatorische Darbietungen den Abend zu einem genußreichen zu gestalten.

Den Reigen eröffnete Frau Gertrud Wendlandt, indem sie mit vorzüglich geschulter und erstaunlich melodiöser Stimme unter Klavierbegleitung ihres Gatten, des Herrn Prof. Wendlandt, zuerst ein Lied vortrug. Durch lebhaften Beifall veranlaßt, folgte nun das vlämische Volkslied „Het Queselken“, bearbeitet von Albert Friedenthal. Nach kurzer Pause trug Fräulein Strasser mit angenehmer, metallreicher Stimme von Schubert den „Musensohn“ und „Pasterella“ vor. Auch hier war Prof. Wendlandt so liebenswürdig, die Klavierbegleitung zu übernehmen. Hierauf ließ sich auf allgemeines Verlangen Frau Gertrud Wendlandt bewegen, noch die „Polonäse aus „Mignon“ und das „Wiegenlied“ von Franz Ries zu singen. Beide Damen ernteten reichen Beifall.

Eine größere Anzahl bulgarischer Studenten war erschienen, um von den Teilnehmern der Mittwoch-Empfangsabende Abschied zu nehmen, da sie, dem Rufe ihres Königs folgend, zu den Waffen eilen.

Fräulein Tzschachmann übernahm es nun, zu Ehren unserer scheidenden bulgarischen Freunde zwei Gedichte von Jaworoff, von ihr selbst übersetzt und bearbeitet, vorzutragen. Sie erntete mit den Gedichten „Frag' mich nicht“ und „Dem Gipfel zu“ lebhafte Anerkennung. Fräulein Strasser sang nun noch „Des Knaben Berglied“ von Schumann mit Klavierbegliedung des Fräulein Adami und fand beifällige Aufnahme. Hierauf trugen die bulgarischen Studenten im Chorgesang das bekannte heimatliche Kampflied „Die verbündeten Räuber“ vor, an das sich, von allen Anwesenden begeistert mitgesungen, das bulgarische Nationallied „Schäume Maritza“ anschloß. Als Abschiedsdarbietung tanzte ein bulgarischer Student mit einer Studentin den bulgarischen Schau- und Figurentanz Ratschenitza. Sie ernteten stürmischen Beifall. Eingeleitet wurden die Vorführungen durch folkloristische Erklärungen, die Herr Dr. Falk Schupp über die Bedeutung der Tänze als Ausdruck bulgarischen Nationalgefühls gab. Der Nationaltanz Horo, temperamentvoll von den scheidenden Vaterlandskämpfern vorgeführt, gab dem Abend einen stimmungsvollen Abschluß. (Z.)

Oberingenieur Alfred Klötzer.

Berlin. Die Deutsch-Finnländische Vereinigung veranstaltete einen Vortragsabend im Saal des Architektenhauses. Als erster Redner sprach Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Eucken, Professor der Universität Jena und Vorsitzender der Vereinigung. Redner erinnerte an die alten Beziehungen der Finnen zu den Germanen und wie man überall in Finnland auf Anklänge an germanische Kultur stoße. Besonders bezeichnend sei folgende Tatsache: An der Universität Helsingfors sei es erlaubt, die Dissertationen in finnisch, schwedisch, deutsch, englisch, französisch und russisch zu schreiben. Im Zeitraum von 1900—1910, also in zehn Jahren, seien 256 Dissertationen geschrieben worden; davon 122 in deutscher Sprache, 108 in finnischer und schwedischer Sprache, während sich auf die übrigen drei Sprachen nur 26 Dissertationen verteilten, jedenfalls der beste Beweis, welchen hervorragenden Platz deutsche Sprache und Kultur in Finnland einnehmen. Um diese Tatsache noch weiter zu bekräftigen, erwähnte der Redner ein charakteristisches Vorkommnis. In einer einsamen, von Schnee und Eis und niedrigem Birkengebüsch umgebenen Lappenhütte, weit jenseits vom nördlichen Polarkreis, fand ein Forscher auf einem Wandbrett als einziges Buch einen dicken, sauber gehaltenen Band, eine Lebensbeschreibung Martin Luthers in lappländischer Sprache. Die ganze Art und Weise der beiden Völker hat außerordentlich viel Ähnlichkeit. Ernst in allen Lebenslagen und tiefer Sinn für Recht und Gerechtigkeit sind hervorragende Eigenschaften der Finnen.

Die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Finnland waren vor dem Kriege außerordentlich rege. Kaufte doch Finnland in Deutschland pro Jahr für zirka 160 Millionen Reichsmark. Die Schulen stehen auf einer hohen Stufe, was bei einem Land wie Finnland, in welchem die meisten Wohnstätten sehr zerstreut liegen, sehr viel sagen will.

Das Land sei ein nach Nordosten vorgeschobener Kulturposten, ein wackres Volk, das den Deutschen wohlwollend gesinnt sei und sehr viel Interesse für deutsches Wesen habe.

Obgleich die Finnen mit großen Schwierigkeiten gegen die russische Unterdrückung zu kämpfen haben, sei der Glaube an eine große Zukunft nicht verloren gegangen.

Alsdann nahm Herr Dr. Richard Pohle, Generalsekretär der Deutsch-Finnländischen Vereinigung, das Wort zu seinem Vortrage: „Finnlands Natur und Volk“. Der Redner führte aus, daß das Land ziemlich dünn bevölkert sei, und zwar kämen nur zehn Menschen auf einen Quadratkilometer. Der Flächeninhalt Finnlands beträgt 373 600 qkm, wovon 40 659 qkm Moorbruch sind. Die Gesamteinwohnerzahl beträgt 3 300 000. Industrie und Handel haben sich in den letzten Jahren erheblich entwickelt; betrug doch der Bruttoproduktionswert der Industrie im Jahre 1912 über 600 Millionen Finnischer Mark. Bei der Handelsstatistik ist speziell zu bemerken, daß im Jahre 1913 für zirka 160 Millionen Reichsmark Waren aus Deutschland bezogen worden sind.

Die finnische Handelsflotte in der Ostsee ist sehr achtunggebietend, sie bestand im Jahre 1912 aus 4200 Schiffen mit 426 300 Tonnen Gehalt. Diese Zahlen kommen erst ins richtige Licht, wenn man dagegen die russische Ostseeflotte in Betracht zieht. Die Russen verfügten im gleichen Jahre nur über 963 Schiffe mit 186 129 Tonnen. Leider müssen die finnischen Schiffe im Ausland, wie der Redner bemerkte, die russische Flagge führen, wodurch des Übergewicht der finnischen Schiffe gegenüber den russischen nicht zum Ausdruck kommt. Aber nur durch die finnischen Schiffe sei es möglich, die russische Flagge in fernen Häfen, wie Südamerika usw., zu zeigen.

Aus den zahlreichen Wasserläufen mit ihren großen Stromschnellen sollen nach genauer Berechnung zirka 3 Millionen Pferdekräfte zu gewinnen sein; zieht man aber Großfinnland in Betracht, so komme diese Zahl auf etwa 6 Millionen, wovon bis heute nicht einmal 5 Prozent ausgebaut und verwendbar gemacht seien. Durch diese Naturkräfte wird der Ausfall der Steinkohlen, die vollständig fehlen, in nicht unbeträchtlichem Maße ersetzt.

Der natürliche Reichtum Finnlands besteht in seinen Wäldern; sind doch 57,1 Prozent des Flächeninhaltes mit Wald bedeckt, wovon 12 600 000 ha Staatsforsten sind. Das Einkommen des Staates aus den Staatsforsten betrug 1890 nur 1 384 000 Finnische Mark, aber schon im Jahre 1910 sei dieses Einkommen auf 9 300 000 Finnische Mark gestiegen; jedenfalls ein schlagender Beweis dafür, daß sich die Holzindustrie außerordentlich entwickelt hat. Die Ausfuhr an Holz und Holzerzeugnissen, darunter auch Zellstoff für Papierfabrikation, betrug 1913 307 400 000 Mark.

Die Hauptmasse der Bewohner des finnischen Staates, ungefähr 75 Prozent, beschäftigt sich mit Landwirtschaft. Trotzdem beträgt die Fläche des ausgenutzten Landes nur etwas über 8 Prozent der gesamten Landesflächen, während zirka 40 Prozent

auf ganz unkultiviertes Land, in der Hauptsache Moore, entfallen.

Außer Getreidebau auf den kultivierten Länderstrecken förderte man in den übrigen Teilen des Landes die Milchwirtschaft und gewann dadurch hauptsächlich in der Butter einen wertvollen Ausfuhrartikel, während Getreide in erheblichen Mengen eingeführt werden muß.

Der Redner zeigte während des Vortrages eine vortreffliche Sammlung Lichtbilder aus den verschiedensten Gegenden Finnlands und bemerkte noch zum Schluß, daß das Land zwar zweisprachig sei, jedoch bestehen die Bewohner aus 88 Prozent Finnen, 11,6 Prozent Schweden und 0,4 Prozent Russen. Die Schulen sind, wie schon bemerkt, außerordentlich gut entwickelt und daher gibt es trotz der zerstreut wohnenden Bewohner in Finnland nur 1,5 Prozent des Lesens und Schreibens Unkundige, während im benachbarten Rußland die Zahl zwischen 70 und 80 Prozent schwankt.

Lebhafter Beifall lohnte beide Redner für ihre belangreichen Ausführungen. (Z.)

Oberingenieur Alfred Klötzer.

Berlin. Über „Die russische Umwälzung und die ukrainische Freiheitsbewegung“ sprach im Flottenverein Berlin-Lichterfelde zugunsten des Machnower Seemannsheim Herr Dr. Falk Schupp. Nach Begrüßung durch den Vorsitzenden der Ortsgruppe, Provinzialschulrat Dr. Siebourg, führte der Vortragende folgendes aus: In Zarskoje Selo sitzt in der Uniform eines Kosakenobersten gefangen ein vergrämter und verschüchterter Mann, noch vor kurzem der mächtigste aller Herrscher, nun ein Opfer seiner verfehlten Politik. Vorbereitet durch die grenzenlose Unordnung im Verkehrswesen und die hierdurch bedingte schwere Nahrungsmittelnot sei der unmittelbare Ausbruch der Umwälzung auf Englands Anstiften zurückzuführen. Aber England wird sich auch hier verrechnen, denn die Ereignisse sind stärker als die Absicht, und schon jetzt tauchen hinter den gefügigen Machthabern wie Miljukow, die auf den Wink John Bulls oder, wie wir ihn nun besser nennen, John Baralongs, die wirklichen Machthaber auf, um Rußlands Antlitz von Grund auf zu ändern. Verkörpert ist diese sozial-revolutionäre Bewegung in dem mutigen und geschmeidigen Anwalt Kerenski und dem heißblütigen Georgier Tscheidse. Mit ihnen beginnt die Revolution der städtischen Arbeitermassen, denen ein großer Teil des Heeres sich zugesellt hat, vor allem das wolhynische Garderegiment, das überhaupt sich zuerst zur Umwälzung bekannte und somit den ukrainischen Anteil am großen weltgeschichtlichen Ereignis für alle Zeiten bekundet.

Wie die Bauernumwälzung aussehen wird, die heute nur in den ersten Anfängen erkennbar ist und erst später ihre Kraft entfalten wird, vermag heute noch niemand zu sagen, da diese Bewegung von äußeren Einflüssen stark berührt wird. Insbesondere ist es das fremdstämmige Element, das in diesem Bauerntum nationale Gesichtspunkte mit an die erste Stelle gerückt hat, dann aber auch ist der Einfluß des orthodoxen Priestertums ein in seiner Wirkung noch nicht abzuschätzender Umstand.

Seit Stolypin durch seine Agrarreform die Umwälzung 1905 organisatorisch zu überwinden versucht hat, was ihm in einem bemerkenswerten Grade gelungen ist, und seitdem hierdurch der russische Bauer aus der Dorf-Boden-Gemeinschaft des Mir zum Eigenbesitzer wurde, hat sich auch in der Bauernschaft ein gewaltiger Umschwung seit 1909 vollzogen, obwohl ein beträchtlicher Teil der Bauern durch diese Umgestaltung nur einen Scheinbesitz an Land gewinnen konnte, den er bald zu verkaufen trachtete, um in die Großstadt als Arbeiter zu wandern; auch den begünstigteren landbesitzenden Bauern, die gewohnt sind, eine breitspurige Dreifelderwirtschaft zu betreiben, war sofort der Boden zu enge, und sie mußten ihren nachgeborenen Söhnen in Sibirien und an der georgisch-persischen Grenze Land kaufen, um ihnen dort die Existenz als freie Bauern zu ermöglichen. So erscholl der Ruf „Mehr Land!“ sowohl von den von der Agrarreform bevorzugten Bauern wie nicht minder von denjenigen, welche dabei zu kurz gekommen waren. Scheel blickten sie auf die gewaltigen Güter, die, von der Zarengewalt konfisziert, an Günstlinge und Parteigänger verschenkt oder als Lehen gegeben worden waren und die fast ein Viertel der bebaubaren Bodenfläche ausmachten. Weitere 49 v. H. des anbaufähigen Bodens gehörten mittel- oder unmittelbar dem Zaren. In manchen der sogen. fremdstämmigen Gouvernements gehörten fast 80 v. H. allen Landes diesen beiden Gruppen, und haben die Bauern, die selber mehr als 80 v. H. der Bevölkerung ausmachen, nur 20 v. H. des Landes zu ihrer Verfügung. Daß solche Verhältnisse unhaltbar waren, ist begreiflich. Es gehörte die unglaubliche Verblendung einer raubgierigen, aufgeblähten Zarenherrschaft dazu, um zu glauben, daß mit Knutenhieben und der Verschickung nach Sibirien sich derartige, einem Kulturvolk hohnsprechende Zustände länger aufrecht hätten erhalten lassen. In die kommende Bauernumwälzung aber mischt sich als stärkste Note die Wiederbesinnung der Fremdvölker auf ihr nationales Eigenleben. Seit die Mittelmächte Polen wieder errichtet haben, wendet sich der Blick dem reichsten Gebiet des Riesenreiches, der Ukraine, zu, in der ein altes Kulturvolk von über 34 Millionen Menschen sehnsüchtig der Morgenröte der Freiheit entgegensieht. Die Ukrainer, einst in byzantinischer Zeit, durch die fortschrittlichen Einflüsse, die von dem benachbarten Brennpunkte osteuropäischer Zivilisation angeregt, selbst eine durchaus mitteleuropäisch orientierte und durch die Hinneigung zu Rom auch religiös Mitteleuropa verbundene eigene Kultur besaßen, erheben nun wieder die Ansprüche, ihre eigene Sprache reden zu dürfen und in ihren uralten kirchlichen Gebräuchen ihren Gottesdienst zu vollziehen und sich alle die wissenschaftlichen, technischen und moralischen Errungenschaften zu eigen machen, welche den begabten Bulgaren so glänzende Aussichten eröffnen. Der Vortragende entwarf nun ein genaues Bild der Bevölkerung und der Bodenverhältnisse der Ukraine, die ja den Lesern dieser Zeitschrift zur Genüge bekannt sind. Wie einst am Beginn ihrer Kultur unter der Führung der von ihnen herbeigerufenen normanischen Fürsten die Ukrainer ihr erstes ukrainisches Slawenreich errichteten, so mögen heute sie in freundschaftlicher Anlehnung an die germanischen Mittelmächte sich zur vollen Entfaltung ihrer Kulturkräfte erheben und ein geachtetes Glied im europäischen Staatenbund werden. Ob sie dann mit dem Moskowiterreich durch eine Art Föderalismus verbunden sind oder nicht, das steht durchaus in zweiter Linie. Die Russen sollen sich nicht mehr mit dem den Ukrainern gestohlenen Ehrennamen brüsten dürfen, den sie so tief geschändet haben. Nannten doch die Ukrainer zuerst sich nach dem skandinavischen Wort Ruotsi = Russi, und wurde im 18. Jahrhundert jahrzehntelang ein erbitterter Federkrieg wegen der Aneignung dieses Namens durch die halbbarbarischen Moskowiter in Moskau und Petersburg geführt. Wie tief haben die Moskowiter die fast einem Ritterorden gleichkommende militärische Ehreneinrichtung des ukrainischen Kosakentums hinabgedrückt, indem sie diesen Ehrennamen übernahmen und ihn mit einer Einrichtung verbanden, in der das elendeste Gesindel des ganzen Riesenreiches sich zusammenfand.

Die von Herrn Dr. Falk Schupp vorgeführten Lichtbilder zeigten alte Karten des ukrainischen Landes aus dem 18. Jahrhundert, die in Nürnberg gedruckt worden waren, ferner ein umfassendes Anschauungsmaterial, das von der Bevölkerung mehrerer Städte und den Heiligtümern der Ukraine berichtete; auch die Kunstfertigkeit des ukrainischen Bauerntums wurde durch die Vorführung wollengewebten Wandschmuckes, von Holzschnitzarbeiten und kirchlichen Glasvotivgaben und anderem bildlich zur Anschauung gebracht. Um der zahlreichen Zuhörerschaft auch einen unmittelbaren Eindruck der populärsten ukrainischen Kunst zu geben, der Gesangeskunst, stellte der Vortragende den ukrainischen Sänger Semeniw vor, der in hinreißend schönem Tenor heimatliche Volks- und Kunstgesänge, die alle schwermütige Sehnsucht nach der endlichen Befreiung des ukrainischen Heimatlandes atmeten, vortrug.

Die Zuhörerschaft bedankte sich für die Darbietungen der beiden Vortragenden durch anhaltende Beifallskundgebungen. Ein besonderes Verdienst um diese und andere ukrainische Veranstaltungen in den vornehmen Villenvororten Berlins hat sich Herr Dr. Tschierschky erworben, der damit der Werbearbeit in dieser hochwichtigen weltpolitischen Frage Neuland erschlossen hat. (Z.) Adolf Flachs.

Bücherbesprechungen.

Balkan-Probleme. Von Dr. O. Freiherrn v. Dungern, Professor des Staatsrechts in Graz. Zweite Flugschrift des Vereins „Deutsche Wacht“, München. Verlag Max Kellerer, München 1917.

Im zweiten Jahre des Weltkrieges wurde in München ein Verein gegründet, der den vaterländisch klingenden Namen „Deutsche Wacht“ trug und der im vorhinein große Erwartungen erregte. Schon die Zusammensetzung seines Begründungsausschusses und seiner ersten Leitung war neuartig; fanden sich doch darin neben Vertretern des Zentrums, die in der Mehrzahl waren, solche anderer Parteien, die seither in schroffem Gegensatz zueinander standen. Neben katholischen Geistlichen standen die Namen protestantischer und jüdischer. Noch erstaunlicher aber war das Programm des Vereins, das so umfassend war, daß es nicht wie ein Vereinsarbeitsplan, sondern wie der eines universalen Weltkongresses aussah. Gebiete, die sonst von weit auseinanderliegenden Vereinen bearbeitet zu werden pflegen, waren hier vereinigt. Vaterländische, ethisch-religiöse, sprachreinigende Strömungen sollen ebenso behandelt werden wie die Bekämpfung unheilvoller Modetorheiten. Kein Wunder, daß kühlere Beurteiler die Köpfe schüttelten und den Verein für ein totgeborenes Kind hielten.

In Wirklichkeit war der Organisationsversuch unausgegorener Tatendrang verschiedener Persönlichkeiten und kleiner Gruppen, die einmal etwas ganz Neues auf die Beine stellen wollten. Als der Gärungszustand zu lange dauerte, löste sich eine kleine Gruppe absoluter Nichtkenner des Balkans und begründete unter Führung des Spezialisten für „bibelgerechte Prähistorik“, Prof. Dr.

Birkners, einen Deutsch-Bulgarischen Verein, der das damals herrschende Begeisterungsfeuer für den neuen Bundesgenossen dazu ausnutzte, um sich eine persönliche Reklamesuppe daran zu kochen. Die „Deutsche Wacht" hielt man für erledigt. Um so erstaunlicher ist es nun, daß sie, wie der Abdruck des vorstehenden Vortrages zeigt, sich regt und einen anerkennenswerten Beitrag zur politischen Problemkunde bringt.

Dr. Freiherr v. Dungern ist in der Geschichte, Volkskunde und Politik der Balkanvölker zu Haus und behandelt daher seine Aufgabe mit einer anerkennenswerten Sachkenntnis, die heute vielen anderen, schnell hingeworfenen Bulgarienveröffentlichungen völlig fehlt. Daß Dr. v. Dungern von seiner Vorliebe für das Rumänenvolk nicht lassen kann, mag hingehen, war er doch mehr als ein Jahrzehnt der essayistische Panegyrikus des kernhaften Königs Carol und seiner feinsinnigen Dichter-Gemahlin, mit denen er in anregendem Verkehr stand. Er war auch in jener Schreckensnacht auf Sinaja Gast des Königspaares, als Carol I. einem ihm meuchlerisch beigebrachten englischen Alkaloid durch Harnbluten erliegen mußte. Im Gegensatz zu Paul Lindenbergs unfreiwillig komischer Art, Fürsten anzulobhudeln, müssen Dr. v. Dungerns Darstellungen hofhistoriographischer Art als belangreich und taktvoll bezeichnet werden.

Die geschichtlichen und staatsrechtlichen Betrachtungen Dr. v. Dungerns in vorstehender Schrift haben eine stark persönliche Note. Auffallend tritt seine Mißachtung der Slawen hervor, die er als „seit Urzeiten unselbständig" den Herren- und Reitervölkern tatarischen Blutes gegenüberstellt. Wieviel von diesem besseren Bluteinschlag er dabei den Bulgaren und Makedoniern zuerkennen will, läßt er offen (Seite 10). Merkwürdig ist, daß er sich das von serbischen Schwindelpolitikern aufgebrachte und von dem mit Ententegeldern umgebogenen Geographen Professor Cvijic, Belgrad, auch in deutscher Sprache vertretene und sogar kartographisch illustrierte Märchen von den „Makedoslawen" zu eigen macht, wonach die Makedonier nicht Bulgaren, sondern eine Art von Serben im Verpuppungszustand seien. Auf Seite 10 hat er ihnen aber doch den tatarischen Herreneinschlag zuerkannt, der auch die Bulgaren von den Balkanslawen abhebe und so wertvoll mache. Wenn er sich darauf beruft, daß der Volkscharakter der Bulgaren und Makedonier sehr verschieden sei, so ist das doch keine wirkliche Begründung; denn damit könnte man ja auch beweisen, daß die Friesen und die Schwaben keine Deutsche sein könnten, weil sie ebenfalls ganz verschiedene Veranlagung aufweisen.

Daß Serben und Kroaten dem Stamme und der Sprache nach noch weniger verwandt sein sollen als die Makedonier und Bulgaren, ist ebenfalls eine wunderliche, nicht aufrecht zu erhaltende Behauptung.

Sehr verdienstvoll ist es aber, daß Dr. v. Dungern, wie auch der Verfasser dieser Zeilen schon wiederholt getan, auf den Gegensatz in der geschäftlichen Ethik hinweist, der zwischen Balkan und den Maximen der Kreise der Mittelmächte besteht, und der auch so leicht nicht aus der Welt geschafft werden kann. Die Stelle sei hergesetzt:

„Wir empfinden die Art Disziplin, die das Amt und die Amtsgewalt heilig zu halten zwingt, als ein Gebot der Sitte und der Moral. Auf dem ganzen Balkan ist es hergebracht, daß der vermögenslose Mann, der ein hohes Amt bekommt, irgendwie auf Wegen, die nicht verboten sind, die wir aber doch nicht bei uns zulassen würden, sich nicht dagegen wehrt, wenn materielle Vorteile wegen seiner Stellung ihm zufließen. Ein Mann hat staatliche Konzessionen zu vergeben: er gibt sie Freunden und Verwandten. Ein Beamter erfährt früher als das Publikum von Regierungsmaßnahmen, die den Markt beeinflussen: er teilt sein Wissen dem oder jenem mit, der daraus Nutzen ziehen kann. Die Verwandten, die Freunde erweisen sich dafür irgendwie erkenntlich. Ein Advokat führt aus Dankbarkeit einen Prozeß gratis oder besonders eifrig; ein Bankier verschafft eine fette Aufsichtsratsstelle, und ähnlich in allen Spielarten. Auch direktere Ausnutzung einer öffentlichen Stellung wird mitunter vor dem eigenen Gewissen verantwortet und von der Öffentlichkeit geduldet."

Wer allerdings in den vorjährigen Tagen des Bulgarienrummels, der fast ausnahmslos von Leuten inszeniert wurde, die entweder als Enthusiasten nichts vom Balkan wissen, oder dabei im Trüben fischen wollten, auf diese und andere Schwierigkeiten, die einem dauernden freundschaftlichen Verkehr noch vielfach im Wege stehen, objektiv hinwies, der wurde von den Soldschreiern und -schreibern einer bekannten Großunternehmung angepöbelt, die sich diese Spesenlast aus sehr durchsichtigen Gründen aufhalste.

Ebenso verdienstvoll ist Dr. v. Dungerns Hinweis auf den ausgiebigen Gebrauch der urorientalischen Taktik „des Verschleierns eines bestimmten politischen Inhaltes durch eine Form, die einen anderen Inhalt vortäuscht". Der Verfasser belegt das durch den Hinweis, daß Bulgarien durch den Berliner Kongreß zum Souzeränstaat der Türkei mit Tributpflicht bestimmt wurde — alle westeuropäischen Historiker nahmen das als tatsächlich an, in Wirklichkeit wurde nie auch nur ein Lew Tribut bezahlt —; es war nur eine „Gesichtssache" gewesen. Die Beispiele können beliebig vermehrt werden; nicht nur bei der Angliederung Rumeliens ist es ganz ähnlich ergangen, auch bei der Politik der Eisenbahnerwerbungen und auf manchen anderen Gebieten ist das gleiche zu verzeichnen. Nichts aber wäre verkehrter, als von unserer Auffassung aus über solche Dinge absprechend zu moralisieren.

Auch die Warnung an das deutsche Unternehmertum (S. 37) ist gerechtfertigt und man kann ihr nur voll und ganz beipflichten.

Jeder, der sich mit dem Balkan befaßt, sollte Dr. v. Dungerns Schrift lesen, sie bietet eine Fülle wesentlicher und wertvoller Anregungen. (Z.) Dr. Falk Schupp.

Die russische Gefahr im deutschen Hause von Johannes Haller. 6. Band der von Dr. Paul Rohrbach herausgegebenen Sammlung „Die russische Gefahr". Verlag J. Engelhorns Nachfolger in Stuttgart.

Der polemische Charakter dieses glänzend geschriebenen Buches des Tübinger Historikers Haller, das unter Hallers baltischen Landsleuten aus naheliegenden Gründen besondere Beachtung gefunden hat, gilt der russischen Gefahr im deutschen Hause, dem Kampfe gegen die tatsächlich bestehende bedauerliche Unkenntnis deutscher Kreise in Bezug auf russisches Wesen und russische Verhältnisse und im besonderen einer scharfsinnigen Bekämpfung der vielen irrigen Anschauungen, die Professor Otto Hötzsch-Berlin als Leitartikel der „Kreuz-Zeitung" in Deutschland über Rußland verbreitet hat. Die wissenschaftlich, wie von Haller schlagend nachgewiesen wird, sehr oberflächlich begründeten Ausführungen Hötzschs in Bezug auf das Wesen russischer Außen- und Innenpolitik werden treffend zurechtgestellt und es erweist sich, daß Hötzsch von Rußland in der Tat ein Zerrbild gezeichnet hat, das bei uns verwirren und gegen die russische Gefahr blind machen muß. Es ist nur zu hoffen, daß die objektiven Zurechtstellungen Hallers dazu beitragen werden, daß man sich darauf besinnt, wie unklug es ist, wenn wir uns gegen die Gefahren der russischen Nachbarschaft friedensselig und immer versöhnlich verschließen, der russischen Politik jegliche böse Absicht absprechen und über das wichtige Ostseeproblem etwa so urteilen, wie Professor Hötzsch, der erst kürzlich wieder in einer Versammlung die Ostsee einen „Tümpel" nannte. Wer die Geschichte des Ostens besser kennt, als Otto Hötzsch, und seine politischen Anschauungen in Bezug auf unser Verhältnis zu Rußland tiefgründiger auf den Lehren dieser Geschichte aufbaut, als der Berliner Historiker das tut, wird es nicht fertig brnigen, die Ostsee just in einem Augenblick einen „Tümpel" zu nennen, da England alles daran setzt, die Ostküste des Baltischen Meeres in seinen Besitz zu zwingen und damit den Charakter der Ostsee als mare clausum ein für allemal zu entwerten. Das Verdienst der Hallerschen Schrift besteht daher vornehmlich darin, daß sie über die Bedeutung der russischen Gefahr an der Hand von historisch-wissenschaftlichen Zurechtstellungen irriger Anschauungen aufklärt und in ihrer sachlichen Art hoffentlich dazu beitragen wird, daß das lesende deutsche Publikum sich fortan kritischer zu allerhand willkürlichen Ausführungen über die russische Politik verhält. Die Schrift ist eben gerade sehr zeitgemäß: mehren sich doch schon wieder die Stimmen bei uns, die sich in kurzsichtiger Verkennung der wahren Lage der Dinge um des russischen „Sonderfriedens" willen für weitgehendste Nachgiebigkeit Rußland gegenüber aussprechen. (Z.) H. Dohrmann.

Neue deutsche Bilderbogen für jung und alt. Karl Werckmeister Kunstverlag, Berlin C 2, An der Stechbahn 1. Preis 10 Pfennig pro Blatt in Größe von 45 × 36 cm.

Karl Werckmeister hat es verstanden, die einst weltberühmte Münchener Kunstübung der „Bilderbogen" zu neuer Blüte zu erwecken, indem er sie über die Kleinwelt bürgerlich-humoristischer Motive hinaushebt und mit dem Geist des Weltkrieges, seiner Führer und seiner namenlosen Helden zu erfüllen weiß. Mit sicherem Geschmack setzt er an Stelle der oft kitschig wirkenden Buntdrucke die ruhige, großzügige Linie der Schwarz-weiß-Kunst, die zu dem markigen Heldenlied, wie zur wehmütigen Stimmungslyrik gleich vortrefflich paßt.

Karl Werckmeister tritt neben anderen dichterischen Beiträgen, die oft aus dem Schützengraben beigesteuert sind, mit eigenen Versen hervor, die formvollendete Gestaltungskraft mit vielseitigem Stimmungsinhalt glücklich vereinigen.

Künstler wie O. Roloff, Kurt Wilke, F. Hoffmann-Fallersleben, E. Riesen u. a. haben in vielfachen, oft an die kraftvolle Linienführung der besten Zeit des deutschen Holzschnittes gemahnende Schöpfungen ihr Bestes gegeben und auch die anmutige Kunst des Schattenrisses ist durch Lotte Nicklaß und Nanna Eicke vorzüglich vertreten.

So können diese wahrhaft volkstümlichen Kunstblätter als mustergültige Erzeugnisse deutschen Kunstgeschmackes, deutscher Heldenverehrung und Vaterlandsliebe bezeichnet werden, die zugleich tiefe Einblicke geben in unser familiäres Innenleben. Jeder feldgraue Offizier und Beamte, der in den weiten Besatzungsgebieten Ost- und Südosteuropas seine Wirkungsstätte hat, sollte die Räume mit ausgewählten Stücken dieses Werkes schmücken. Sie bilden ein vornehmes, aber beredtes Werbemittel für die Erkenntnis des deutschen Wesens und zugleich eine ausgezeichnete Abwehr gegen die Verleumdungsgraphik, die unsere Feinde gegen uns massenhaft verbreitet haben. (Z.)

Dr. Falk Schupp.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Falk Heinrich Schupp in Berlin. Verlag J. F. Lehmann in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Gerhard Reuter in München-Pasing. Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München.